



**Amalie,  
Königin von Sachsen.**

Sachsen, der alte Sitz wissenschaftlichen Strebens, welches sich rühmen kann, die älteste deutsche Universität zu besitzen, bewahrt auch in der neueren Zeit seinen literarischen Ruhm und es finden daselbst unter dem Schutze eines kunstliebenden und freisinnigen Fürsten Wissenschaften und Künste eine friedliche Stätte; besonders aber wird von dem königlichen Hause die Kunst in Dresden auf das sorgsamste gepflegt. Die herrliche Gemäldegallerie und Antikensammlung, sowie das treffliche Theater, für das einst Carl Maria von Weber mehrere seiner Opern componirte, sind mächtige Magnete für künstlerische und kunstsinige Naturen. Neben Dresden ist die schönste Perle in der Krone Sachsens Leipzig, der große Markt der Bücherwelt. Die ausgedehnten Buchhandlungen, die Menge von Zeitschriften verschiedenen Inhalts, die berühmte Universität, das rege Leben während der Messe, der Einfluß eines ununterbrochenen literarischen Rufes, dies Alles hat der Stadt ein solches Gepräge von Bildung, Wissenschaftlichkeit, Kunstsinne und literarischer Regsamkeit verliehen, daß sie von jeher vorzugsweise als Museus erschien und die bedeutendsten Schriftsteller, Dichter und Gelehrten anzog.

Eines solchen an betriebsamen Städten reichen Landes Königin ist Amalie Auguste, geborene Prinzessin von Bayern. Am 13. November 1801 wurde die jetzige Königin Sachsens zu München geboren. Sie ist die Tochter des am 13. October 1825 verstorbenen Königs Maximilian Joseph von Bayern und seiner zweiten Gemahlin, der am 13. November 1841 verstorbenen Königin Karoline, Tochter Carl Ludwig's von Baden. Die verwitwete Königin von Preußen, Elisabeth, die Gemahlin des verstorbenen Königs Friedrich Wilhelm des Vierten, ist die Zwillingsschwester der Königin Amalie. Am 21. November 1822 vermählte sie sich mit dem am 21. December 1801 geborenen Prinzen Johann Nepomuk Maria Joseph von Sachsen, welcher nach dem am 9. August 1854 erfolgten Tode seines Bruders, des Königs Friedrich August des Zweiten von Sachsen, den sächsischen Königsthron bestieg.

König Johann von Sachsen ist ein Fürst von tiefer wissenschaftlicher Bildung, welcher sich vorzugsweise um die italienische Literatur große Verdienste erworben hat durch die Uebersetzung der „Göttlichen Komödie“ Dante's.

Die Ehe des königlichen Paares ist mit vier Kindern gesegnet. Der Kronprinz Friedrich August Albert, Herzog zu Sachsen, wurde am 23. April 1828 geboren und vermählte sich am 18. Juni 1853 mit Karoline Friederike, des Prinzen Gustav von Wala Tochter. — Die am 4. Februar 1830 geborene Prinzessin Maria Elisabeth Maximiliane, Herzogin zu Sachsen, welche am 22. April 1850 mit Ferdinand Maria Albert, Herzog von Genoa, vermählt wurde, ist schon seit dem 10. Februar 1858 Witwe. — Prinz Friedrich August Georg, geboren den 8. August 1832, ist seit dem 11. Mai 1859 vermählt mit Maria Anna, Infantin von Portugal und Algarbien. — Die jüngste Tochter Sophie Marie, Herzogin zu Sachsen, wurde dem hohen Alterpaare am 15. März 1845 geboren.

Gleich ihrer erhabenen Schwester, der Königin Witwe von Preußen, ist die Königin Amalie bemüht, durch Gründung von Wohlthätigkeitsanstalten aller Art den Armen und Hülflosen eine Stätte der Ruhe zu bereiten. Ihres Volkes Wohl in jeder Hinsicht zu befördern ist das Ziel, welches sich die hohe Frau gesetzt hat.

**Auf falschen Wegen.**

Erzählung  
von  
**J. F. Smith.**  
(Schluß.)

**Zweiundfünfzigstes Kapitel.**

Charles Dorillon hatte mit Erstaunen die verworrenen Scenen in Lady Ashleigh's Sterbezimmer betrachtet und schien entschlossen, jetzt die Wahrheit zu erfahren.

„Aus Ihrer Kleidung, mein Herr,“ sagte er, sich gegen Redley wendend, „sehe ich, daß Sie Prediger sind, wollen Sie mir nun Ihre Gegenwart und diese außergewöhnlichen Scenen erklären?“

„Ich glaube, es steht eher mir zu, um Aufklärung zu bitten,“ erwiderte dieser; „ich kam auf den Wunsch meines Freundes Karl nach Belmont, um seine Trauung mit der Tochter Sir Harry Ashleigh's zu vollziehen; hier ist die schriftliche rechtskräftige Einwilligung ihrer Mutter,“ setzte Redley hinzu, das Document ruhig hervorziehend und Charles Dorillon überreichend, „auf welche hin ich im

Begriff stand, meine Amtspflicht zu thun, als diese Leute sich erkühnten, mit unverschämter Gewalt dazwischen zu treten.“

„Sich erkühnten?“ wiederholte Langly entrüstet, „recht fertigte etwa die durch Drohungen erzwungene Einwilligung einer Todten Ihr Verfahren, die Trauung Karl's mit einem besinnungslosen Mädchen, deren Mutter soeben verschieden, vollziehen zu wollen?“

„Ich wußte das nicht.“  
„Das ist unwaar, ich hörte, wie Ihre Verbündeten es Ihnen erzählten.“

„Auch ich hörte das,“ sagte der junge Bacher.

„Und ich ebenfalls,“ fügte Simon Cobb hinzu.

„Alles das ist unbegreiflich,“ rief Charles Dorillon, die schriftliche Einwilligung betrachtend, „Lady Ashleigh muß hart bedrängt gewesen sein, denn aus freiem Antriebe hätte sie nimmermehr eingewilligt. Aber Sie, Esther, sollen mir Rechenschaft und Auskunft über Alles geben.“

„Sie thäten klug und weise, den Schleier, welcher auf der Vergangenheit ruht, nicht lüften zu wollen. Die Todten sind keinem Gesetze mehr unterworfen,“ antwortete diese.

„Aber die Lebenden,“ äußerte Langly entrüstet.

„Daß der Liebhaber Alice Ashleigh's derartige Aeußerungen thut, ist sehr erklärlich, im Uebrigen ist mir sein Haß eben so gleichgültig wie seine Freundschaft.“

„Der Liebhaber Alice Ashleigh's?“

wiederholte der Vormund.

„Er mag es läugnen, wenn er kann.“

„Ich bin zu stolz, um es zu läugnen, mein Herr,“ erwiderte Langly, „die Qualen der Folter würden mir dies Geheimniß nicht erpreßt haben, nur die äußerste Seelenangst konnte es, als ich sah, wie das Mädchen, dem ich von ganzem Herzen ergeben bin, von diesen Clenden verfolgt und durch Drohungen zu einer ihr verhassten Heirath gezwungen werden sollte.“

„Durch Drohungen?“ fragte Charles Dorillon erstaunt.

In diesem Augenblick trat Karl im Reiseanzug ins Zimmer und setzte sich mit schamloser Dreistigkeit dem Vormund Alice's gegenüber an den Tisch, indem er sagte: „Den Stand meiner Aeltern brauche ich Ihnen nicht näher zu erklären, mein Großvater war Sir Harry's Kammerdiener und meine Mutter die demüthige Freundin und Vertraute Lady Ashleigh's. Durch Zufall entdeckte sie ein Geheimniß, welches die Ehre, vielleicht gar das Leben ihrer Herrin bedrohte. Ich habe dasselbe niemals erfahren, aber meine Mutter benutzte es, wie die meisten Mütter es gethan haben würden, um ihrem Sohne Rang und Vermögen zu verschaffen, und so seltsam Ihnen auch die Vorgänge dieser Nacht erscheinen mögen, so geschahen sie nur mit Billigung der verstorbenen Lady Ashleigh und mit Einwilligung ihrer Tochter.“

„Und wenn dies wirklich wahr wäre, könnten Sie dieselben vor Ihrem eignen Herzen rechtfertigen, war Ihr Benehmen männlich und großmüthig?“

„Großmuth und Männlichkeit sind Lyrusartikel, welche außer dem Bereich des Armen liegen,“ sagte Karl bitter, „auch bin ich nicht hier, um mich zu vertheidigen, sondern um anzuklagen.“

„Wen anzuklagen?“  
„Noch weiß ich es nicht — Sie, Mr. Dorillon, sind der Vollstrecker des Testaments Sir Harry's, worin er demjenigen Aelton's Vermögen zusichert, der dessen Mörder entdeckt.“

Esther, welche todtbleich geworden war, wollte den Sprecher unterbrechen, er aber beachtete sie nicht, sondern fuhr fort:

„Ich erhebe Ansprüche an dieses Vermögen!“

„Sie müssen Beweise liefern.“

„Hier sind sie!“ sagte Karl, unter



Amalie, Königin von Sachsen.

seinem Mantel einen Keinen Kasten mit Silberbeschlägen hervorziehend, welcher sorgfältig versiegelt war, „hier in diesem Kästchen.“

Esther stieß einen leisen Schrei aus und verbarg das Gesicht in beiden Händen. Dorillon wußte nicht, was er denken sollte, er zitterte davor, es zu öffnen, aus Furcht Lady Ashleigh's Name könne auf immer in der Welt gebrandmarkt dastehen, und er fühlte sich nicht nur verpflichtet, die Kinder seines Freundes, sondern auch dessen Andenken zu beschützen.

„Karl,“ flüsterte seine Mutter, „dies Kästchen bringt mein Leben in Gefahr.“

„Unmöglich,“ antwortete der heuchlerische Sohn eben so leise, „hast Du mir nicht hundert Mal versichert, daß es die Beweise von Lady Ashleigh's Schuld enthielte?“

„Und von meiner eigenen,“ sagte die schuldige Mutter, „Karl, bei der Liebe und Hingebung, die ich Dir bewiesen, bei der Sünde, die ich um Deinetwillen beging, beschwöre ich Dich, nimm Deine Ansprüche zurück.“

„Es ist zu spät.“

„Willst Du mich auf dem Schaffot umkommen sehen?“ „Auf dem Schaffot? Du träumst, Du rufst, was kannst Du zu fürchten haben?“ sagte der Heuchler. „Meine Vermögensverhältnisse sind mehr als unglücklich, sie sind verzweifelt. Nur Reichthum kann mich vom Abgrunde erretten, und ich muß ihn erlangen.“

„Indem Du mich ins Verderben stürzest?!“ sagte Esther in angstvollem Tone.

„Wie oft hast Du mich gelehrt, Mutter, daß Selbsterhaltung das erste große Gesetz der Natur sei, ich handle nur nach der erhaltenen Lehre.“

Das schuldige Weib fuhr zusammen, als habe eine Schlange sie gestochen, bei der Herzlosigkeit und zugleich Wahrheit dieser Antwort. Sie war bekräftigt, wo sie gesündigt hatte, durch die Hand, die sie am meisten geliebt, und fühlte, der Schlag war tödtlich, aber nicht in dem Sinne, in welchem ihr Sohn glaubte.

„Du willst also Deine Mutter opfern, Karl?“

„Ich kann nicht dafür. Warum warst Du nicht aufrichtiger gegen mich, jetzt ist es zu spät. Eins von uns muß untergehen, ich aber bin jung, wünsche zu leben und werde leben, wenn Muth und Entschlossenheit mich retten können.“

„Genug!“ rief sie endlich, „Du hast mein Herz in Stein und mein Blut in Galle verwandelt, aber ich werde dennoch nicht elend umkommen, wie Du glaubst.“

Esther sah starren Blickes auf das verhängnißvolle Kästchen und schien, als sie ihres Sohnes Hände das Siegel berühren sah, vorstürzen und ihn zurückhalten zu wollen. Dann murmelte sie düster: „Sei es!“

„Sie haben meine Ansprüche gehört, Mr. Dorillon,“ begann nun laut der enttäuschte Bräutigam, „meine letzte Hoffnung ist Reichthum, und so peinlich auch die Folgen für mich sein mögen, ich muß das Siegel erbrechen.“

Im Augenblick, wo das Kästchen aufsprang, drang durch den angewandten Druck beim Öffnen ein feiner weißer Dampf heraus, so etwa als sei ein wenig Pulver angebrannt; jetzt aber schlugen helle Flammen empor.

Karl stieß einen dumpfen Schrei aus und fiel betäubungslos zu Boden.

„Hebt ihn auf!“ rief Dorillon.

„Es ist nutzlos,“ sagte seine Mutter mit dumpfer Stimme, „keine Macht der Erde kann das entflohene Leben zurückrufen, der Blitz könnte nicht schneller und sicherer treffen.“

Noch immer brannte der Inhalt des Kästchens, dem sich jetzt einige Diener näherten in der Absicht, die Flammen zu löschen.

„Zurück!“ rief Esther, „wer diese Papiere berührt, ist des Todes. Glaubt Ihr,“ fügte sie bitter hinzu, „daß ich meine Geheimnisse nicht gegen vorwitzige Neugier zu schützen weiß?“

Nach dieser Warnung prallten die Diener zurück und öffneten sogar die Fenster, während Esther auf die Flammen starrte, welche die letzten Beweise ihrer und Lady Ashleigh's Schuld verzehrten, und sich dann der Thür zuwandte.

Simon Cobb wollte sich dem widersetzen, aber Mr. Dorillon, welcher glaubte, daß es im Interesse seiner Mündel besser sei, den Schleier des Geheimnisses nicht zu lüften, erwiderte laut: „Laßt sie gehen, menschliche Gerechtigkeit vermag nichts mehr über sie. Die Strafe für ihre Sünden bleibt dem Himmel und ihrem eigenen Gewissen überlassen.“

Eine Stunde nachher war Esther verschwunden. Sie hatte vermutlich England verlassen, denn nie wurde wieder von ihr gehört.

„Mr. Langly,“ sagte Charles Dorillon endlich, ich kann Ihnen augenblicklich nur mit Worten für den männlichen Schutz danken, welchen Sie der verwaisten Tochter meines Freundes angedeihen ließen.“

Langly verneigte sich schweigend.

„Meine Dienste scheinen hier nicht mehr wünschenswerth zu sein und daher, denke ich, steht meiner Abreise kein Hinderniß entgegen,“ bemerkte Redfey.

„Gewiß nicht, nur würde ich Ihnen rathen, das strengste Stillschweigen über die Vorgänge dieser Nacht zu beobachten, und zwar um Ihrer selbst willen; mein Freund, der Bischof Ihrer Diocese, möchte Ihre Handlungsweise vielleicht weniger günstig auffassen, als Sie glauben, wenn die Kunde davon bis zu ihm gelangte,“ antwortete Dorillon.

Dann suchte er seine Mündel auf, welche er in großer Betrübniß fand, während Miß Currey sich umsonst bemühte, die armen Mädchen zu trösten.

„Der Verlust einer Mutter,“ sagte der Advokat, „ist schmerzlich und unersehlich. Sie haben indessen nur Ihrer Mutter Liebe zu beweisen. Sie selbst ist im Himmel glücklicher als hier, wo sie so viel gelitten. Uebrigens ist ihr Andenken vor der Welt gerettet, denn Karl ist todt und seine Mutter hat Belmont auf immer verlassen.“

Charles Dorillon erzählte nun so kurz als möglich die Umstände, welche den Tod Karl's begleiteten und fügte dann gegen Miß Currey gewandt hinzu: „Das edle Benehmen Ihres Schützlings Mr. Langly erkenne ich rühmend und dankend an; er ist eben so hochherzig als aufrichtig, aber natürlich wird er einsehen, daß in Bezug auf Alice hiermit Alles endet.“

„Wir wollen dies zu einer anderen Zeit besprechen,“ bemerkte Miß Currey, „augenblicklich sind wir Alle zu sehr aufgeregert und ermüdet und bedürfen der Ruhe; nur das

wollte ich noch bemerken, daß wenn auch Langly arm ist, ich es doch nicht bin, und daß ich mich entschlossen habe, ihm den größten Theil meines Vermögens zu vermachen.“

Hierauf zogen Miß Currey und der Advokat sich in ihre Zimmer zurück, um den verwaisten Kindern und sich selbst einige Stunden Ruhe zu gönnen, deren Alle so sehr bedürften.

Dreihundertfünftzigstes Kapitel.

Langly, Simon Cobb und der junge Pächter hatten jedoch ihre Thätigkeit für diese Nacht noch nicht beendet. Das auffallende Benehmen Barlet's, seine ihm wider Willen entschleppte Aeußerung über „die Gefangenen“ hatten ihren Verdacht aufs Neue erregt, so daß sie beschlossen, keine Zeit zu verlieren und den alten Gärtner noch in derselben Nacht zu überraschen.

„Nehmen Sie mich mit, ich habe eine so große Vorliebe für Abenteuer,“ bat Edmund, der junge Edelmann, welcher mit Charles Dorillon nach Belmont gekommen war.

Seine Bitte wurde ihm gern gewährt, und vorsichtig näherten sich die vier Männer dem von Barlet bewohnten Hause, traten leise in die geheime Thür, stiegen die Treppe hinauf und durch das verhängnißvolle Zimmer, welches noch vor wenig Stunden der Schauplatz furchtbarer Schreckensszenen gewesen war, in Barlet's Wohnung hinab. Sie fanden den alten Mann eingekerkert in einem Lehnstuhl vor dem Feuer sitzend und neben ihm auf einem Sessel ein großes Bünd Schlüssel, dessen sich Simon Cobb sogleich bemächtigte.

„Horch,“ sagte Langly, „er spricht im Traume.“

„Alles ist wieder in Sicherheit,“ murmelte Barlet, „sie erschrecken mich freilich, aber was habe ich zu fürchten, da ich die Zeugnisse der Verzehe besitze.“

„Er hat irgendwo verborgene Gefangene,“ bemerkte der junge Pächter.

Diese Worte erweckten den Schlaf, welcher sich wild umsehend fragte, was sie in seiner Wohnung thäten.

„Wir sind gekommen, um die Gefangenen zu befreien,“ wurde ihm geantwortet.

„Erst müßt Ihr mein Leben nehmen,“ schrie Barlet, nach seinen Schlüsseln greifend. „Was, gestohlen? Räuber, Diebe! oh daß sollt Ihr schwer verantworten. Wenn ich auch arm bin, so sind doch die, die mich beschützen, reich und mächtig.“

Ungeachtet seines Widerstrebens ward er auf seinem Stuhle festgebunden, und die vier Männer schickten sich an, mit Lichtern in die Gewölbe hinabzusteigen, von wo aus ihnen eine feuchte dumpfe Kellerluft entgegenbrang. Edmund, welcher mit einer bei seinen Jahren natürlichen Neugierde vorangelaufen war, rief endlich aus: „Hier ist es, ich habe das Gefängniß gefunden!“

Alle eilten nach der Stelle und fanden Edmund vor einer stark verbarrikadirten Thür. Simon Cobb fand bald den rechten Schlüssel, mit welchem er die Thür öffnete.

Beim Eintritt in die Zelle sahen sie einen ehrwürdig aussehenden Mann mit weißem Barte, welcher auf einem Steinblock saß. Er versuchte aufzustehen, aber das ungewohnte Licht blendete ihn.

„Wer seid Ihr?“ fragte er.

„Eure Befreier!“

„Endlich, endlich!“ murmelte der Gefangene. „Wir der größten Sorgfalt trugen sie ihn aus seiner Zelle.“

„Wartet!“ sagte er, „wenn ich mich nicht irre, bin ich nicht der einzige Unglückliche hier unten gewesen. Sucht links von hier in den Gängen.“

Man that, wie er sagte, und fand bald in einer zweiten Zelle ein anderes Oxyer. Auch dieser Mann schien alt, und war entsetzt durch langes Haupthaar.

So sorgfältig wie möglich wurden die Gefangenen von ihren Befreier nach dem oberen Zimmer getragen.

„Feuer!“ sagte der zweite Unglückliche, „ein Feuer — Wärme! O wie lange ist es her, seit ich Wärme fühlte!“

„Laßt ihn nicht zu nahe treten,“ sagte der erste Gefangene mit schwacher Stimme, „der plötzliche Wechsel von der kalten feuchten Luft zur Wärme kann gefährlich werden.“

Simon Cobb fuhr auf bei dieser Stimme.

„Ich kann mich nicht irren,“ rief er in höchster Aufregung, „wenn die Erinnerung mir tren ist — sind Sie Walter Chester?“

„Das war mein Name,“ sagte der alte Mann mit schwacher Stimme.

Simon, der ehemalige Todtengräber, fiel auf seine Knie und begann die Hände und Füße des alten Mannes zu reiben und zu erwärmen.

„Haben Sie mich vergessen?“ fragte er dann mit bebender Stimme, „kennen Sie Simon Cobb nicht mehr, den einzigen Zeugen Ihrer Heirath mit Lady Lucy Wharton?“

Nein, ich kann es nicht glauben, daß ich, der ich Sie als Knabe kannte, erleben muß, Sie so verändert wiederzusehen.“

„Walter Chester war mein Name,“ wiederholte noch einmal der Gefangene.

„Wer sprach von Lady Lucy Wharton?“ fragte der zweite Gefangene.

Man denke sich Langly's Erstaunen, als er in dem Sprechenden seinen excentrischen und so plötzlich verschwundenen Beschützer Mr. Harrison erkannte. Er nannte ihn beim Namen.

„Ach ja, ich erinnere mich wol, ich lebte für einige Zeit als Mr. Harrison — mein wahrer Name aber ist Crump.“

Und der meinige Langly; haben Sie den jungen Maler gänzlich vergessen, welcher —

„O Herr im Himmel, wer könnte wagen, die Weisheit Deiner Wege zu bezweifeln?“ rief der ehemalige Diener Lord Wharton's. „Knabe, Knabe! hättest Du mir jene Frage beantwortet, welche ich einst an Dich richtete, wie viel Jahre des Glendes wären mir erspart worden.“

„Aber hörte ich nicht den Namen Walter Chester nennen?“ fuhr er dann fort.

„Wer sprach meinen Namen aus?“ fragte dieser.

John Crump ging auf ihn zu und betrachtete ihn mehrere Augenblicke schweigend.

„Ist Ihr Name Chester, Walter Chester, welcher im Geheimen mit Lady Lucy Wharton getraut ward?“ fragte er.

„Dies kann ich beschwören, denn ich war ihr Trauzuge,

und erinnere mich der Heirath, als wäre sie gestern vollzogen,“ sagte Simon Cobb.

John Crump ergriff Langly's Hand, führte ihn vor Walter Chester, und gebot ihm mit feierlicher Stimme niederknien.

„Wer ist das?“ fragte der alte Mann.

„Antwortet Ihr Herz Ihnen nicht auf diese Frage?“ erwiderte der Vertraute des verstorbenen Lord Wharton. „Es ist das Kind, für welches Sie der Rache meines verstorbenen Herrn trugten. Ihr und Lady Lucy's Sohn, von dem Sie so lange und grausam getrennt waren.“

In einem Augenblick schlang der so lange und schwer geprüfte Mann die Arme um den Nacken seines Sohnes, dessen Thränen reichlich flossen, indem er sein Antlitz an der Brust seines Vaters barg.

„Kann es wahr sein, ist es wirklich mein Sohn?“ rief er aus.

„So wahr, wie uns der Himmel von unserer langen Gefangenschaft erlöst hat,“ antwortete Crump; „übrigens kenne ich die Glenden, die das schändliche Complot gezeichnet haben, welches Sie der Rechte Ihrer Geburt beraubte, indem Sie den einzigen Zeugen, welcher für Sie aufgetreten wäre, gefangen hielten, und werde sie zur Rechenschaft ziehen.“

Wir müssen das Entzücken übergehen, welches dieser Entdeckung folgte; solche Freuden sind leichter zu fühlen, als zu beschreiben. Die Nachricht davon erreichte übrigens bald das Haus, und Charles Dorillon, welcher sich noch nicht zur Ruhe begeben hatte, eilte nach der Gärtnerwohnung.

„Erlauben Sie mir Ihnen von Herzen Glück zu wünschen, Mr. Chester,“ sagte er, demselben die Hand reichend.

„Nicht Chester. Karl, neunter Lord von Wharton,“ rief John Crump.

„Ist es möglich, träumen Sie?“

„Durchaus nicht. Die Lordschaft Wharton ist Lehn und in weiblicher Linie erblich. Der Grund aber, warum Horace Lindsay niemals versuchte, den Titel an sich zu reißen, war, daß er den Tod von Lady Lucy's Sohne nicht nachweisen konnte. Ich bin das einzige lebende Wesen, welches weiß, wo die Urkunden der Besitzung und das Patent der Lordschaft versteckt sind. Mein verstorbenen Herr würde diese vernichtet haben, hätte ich ihn nicht daran gehindert. Ich aber war überzeugt, daß eines Tages die Wahrheit ans Licht kommen müßte.“

Auf Mr. Dorillon's Wunsch wurden die soeben befreiten Gefangenen nach dem Hause geführt, während Simon und der junge Pächter bei Barlet zurückblieben.

„Ich habe nichts Ungeheures gethan,“ sagte grämlich der alte Gärtner, „die Verzehe haben Zeugniß darüber abgelegt, daß Beide wahnsinnig sind!“

Im Uebrigen überlebte Barlet nicht lange die Befreiung seiner Gefangenen. Sein Testament jedoch führte zur Entdeckung seines Enkels, den er beraubt hatte. Der gutherzige Pächter Tabez hatte das hilflose Kind seines Verwandten aufgenommen.

Dieses Kind erwies sich als des alten Geizhalses Erbe. Groß war Miß Currey's Erstaunen am anderen Morgen, als sie die Ereignisse der verhängnißvollen Nacht und das Glück ihres Schützlings erfuhr. So aufrichtig sie sich auch über sein Glück freute, konnte sie sich doch eines leisen Bedauerns nicht erwehren, daß sie selbst nun gar nichts mehr für ihn thun konnte.

„Nun braucht er nichts von mir!“ rief sie aus.

„Nichts als Ihre edle großmüthige Freundschaft, welche ich Ihnen mit einem Leben voll dankbarer Aufmerksamkeit nur schwach vergelten kann,“ sagte Langly, oder, wie wir ihn nun nennen müssen, Lord Wharton, ins Zimmer tretend, und ehrfurchtsvoll ihre Hand an seine Lippen führend.

Briefe wurden nun sofort an Reginald und seinen Vetter Allan gesendet, um sie nach England zurückzurufen. Als sie ankamen, waren indessen die schwierigsten Geschäfte Mr. Dorillon's beendet. Ueber den Tod Lady Ashleigh's gaben die Verzehe einstimmig ein genügendes Zeugniß, als am Herzschlag erfolgt, ab. Karl's Ende indessen wurde Veranlassung zu langen Debatten. Der Inhalt des Kastens blieb ein Räthsel, und Esther war verschwunden, trotz der hohen Belohnung, welche die Regierung auf ihre Entdeckung setzte.

„Dem Himmel sei Dank,“ dachte der Advokat, „die Ehre des Mannes, der mein bester Freund war, bleibt also wenigstens unangetastet.“

Die Welt natürlich flüsterte, erzählte und deutete, doch da alle gerichtlichen Beweise fehlten, beruhigte sie sich nach und nach.

Horace Lindsay, welcher abermals arm geworden war, entfloh nach Frankreich, um einer Verfolgung seiner Verbredchen wegen zu entgehen. Hadett, sein Verbündeter, endete durch Selbstmord.

Noch bevor ein Jahr vergangen war, hatte Walter Chester die Genugthung, seinen Sohn den ihm gebührenden Platz im Parlamente als Lord Wharton einnehmen zu sehen, und als die Trauerzeit um Lady Ashleigh vollendet war, dessen Vermählung mit Alice in der Kirche zu Weston beizuwohnen.

Es war ein feierlicher Augenblick für Simon Cobb, als er dem Brautpaar vorausschreitend in der alten Kirche erschien, und jedem ihm bekannten Gesicht zuwinkte, mit dem Gefühl der Genugthung, seine Ehre als fleckenlos anerkannt zu sehen.

„Reginald,“ sagte Edmund, als die Hochzeitsgesellschaft in die Kirche fuhr, „wann denkst Du Dich zu verheirathen?“

„Das weiß ich noch nicht,“ sagte lächelnd der junge Baronet.

„Und Du, Allan?“

„Niemals; mein Name soll mit mir aussterben.“

„Ich aber,“ sagte der junge Lord, „möchte mich sobald als möglich in den heiligen Stand der Ehe begeben, wovon ich meine Mutter bereits in Kenntniß gesetzt hätte, wenn ich nicht wünschte, Dich vorher um Deine freundliche Vermittelung bei Jane zu bitten, Reginald. Du weißt, daß ich in wenig Monaten mündig bin, und dann hoffe ich, wird Deine Schwester meine Wünsche erhören und mir ihr Glück anvertrauen, was ich zur Hauptaufgabe meines Lebens machen will.“

Die Folge erwies, daß die Hoffnungen des jungen Lord in Erfüllung gingen.

Mama!

Von Marie von Koskowska.

Vergebens die zärtlichsten Liebesungen des Vaters, der Verwandten, das dringendste Zureden der Wärterin. Unausgesetzt ruft die Kleine: „Mama, Mama!“

Sie, welche diesen Laut, erklang er noch so leise und inmitten der Nacht, stets vernahm, sie beachtet, hört ihn heute nicht. Heute nicht und — nie wieder. Im Begriff, jene große geheimnißvolle Reise anzutreten, von wannen es keine Rückkehr gibt, hat sie die Herrschaft über die Sinne schon verloren, versagen diese ihren Dienst dem Geiste, der nicht mehr hier heimisch ist, vermitteln ihm nicht einmal die Zammertöne des geliebten Kindes. Noch ist das Leben nicht entflohen — die unsterbliche Seele beherrscht jedoch nicht mehr die irdische Hülle. Und wie schwer entringt sie sich derselben!

„Das Kind muß hinaus!“ gebietet der Arzt. „Es erschwert, verlängert den Kampf.“

Gretchen klammert sich krampfhaft an die Kissen des Sterbelagers, sträubt sich mit lautem Geschrei. Unsonst; ihre schwache Kraft ist bald überwältigt — sie wird hinausgetragen.

Was sich nur erinnern läßt, geschieht zu ihrer Bewusstlosigkeit. Spielzeug — Mäschereien — Bitten — Vorstellungen — zuletzt Scheltworte — Drohungen: „Mama — Mama!“ ist die einzige Antwort auf Alles.

Endlich verstummt sie. Ob aus völliger Ermüdung oder weil die oft wiederholten Worte, die Mama sei krank und schläfe, dürfte nicht gestört werden, Eingang fanden in ihr Köpfchen? Wer weiß es, weiß, was in der Kinderseele vorgeht?

Sie würde es freilich wissen — gewußt haben vielmehr. Zwischen Mutter und Kind, so lange dieses noch nicht selbstständig wurzelt im Leben, besteht ja ein Zusammenhang, herrscht eine Wechselwirkung, als seien es nicht zwei, nicht getrennte Wesen. Und es ist ja auch gleichsam ein Leben: Pflanze und Knospe, Stamm und Reis, nur höher organisiert. Oft wird diese innige Beziehung schon aufgehoben mit dem ersten Athmen des Kindes — hier besteht sie noch ungechwächt, obwohl Gretchen fast drei Jahre alt ist. Allmählig, wie die Kleine sich zu beruhigen scheint, wird auch die Scheidende ruhiger.

„Es ist vorüber!“ steht leiserlich in den Zügen des Arztes, als er sich aus der gebeugten Stellung emporrichtet, in welcher er den schon unhörbar gewordenen Athemzügen zu lauschen versucht.

„Mama, Mama!“ schreit plötzlich Gretchen auf. So laut, angstvoll, herzbrechend, daß es durch die nächsten Zimmer gellt und auch in das Sterbegemach hineindringt.

Da offenbart sich der geheimnißvolle Rapport zwischen den durch das festeste und heiligste Band Verbundenen; es ist, als reiche er in das unbekannt Jenseits hinein — wenigstens bis zu seiner dunkeln, schleier- und schauerumhüllten Schwelle. Wie ein galvanischer Strom zuckt es durch die schon Todtgewähnte. Das gebrochene Auge belebt, die erstarrte Hand erhebt, der bleiche erkaltete Mund öffnet sich. „Gretchen!“ haucht sie, blickt und tastet suchend umher.

Das Kind wird hereingebacht, die Mutter lächelt ihrem Herzblatt, der Erstgeborenen, Einzigen, entgegen.

Gretchen erwidert der Mama Lächeln durch lautes Jauchzen. „Mama!“ jubelt sie in Verchentrillertönen. „Mama!“ wiederholt sie leiser, mit einem Anflug von Vorwurf, daß diese ihre Entfernung zugegeben. Fest, als wolle sie die Geliebte nun nimmer lassen, schlingt sie die runden Arme um den Hals derselben, bedeckt ihre Lippen, ihre Wangen, ihre Augen, ihre Stirn mit stürmischen Küssen. So heiß der kleine Mund auch brennt, das bleiche Antlitz kann er nicht erwärmen.

Vielleicht erpreßt durch den Kummer vorhin, vielleicht durch die Freude jetzt hervorgeleckt — ein paar große Thränen perlen in den Kinderaugen, rollen über die vom Weinen gerötheten Wangen nach dem runden Kinn, fließen an denselben zusammen. Dann fällt der schimmernde Tropfen hinab — hinab auf die Lippen der Mutter. Begierig, als sei es die süßeste Labung, saugt sie des Kindes Thräne auf. Ein edleres, köstlicheres Maß allerdings, als die aufgelöste Perle, welche jene Königin trank: gleichsam ein Liebesopfer.

Und zugleich Schmerzensbalsam. Still legt Gretchen das brennende Haupt dicht neben die Wange der Mutter, die Arme noch immer um deren Hals gefrickt und wohlighingebend dem beschwichtigenden Einfluß, den die liebföhlende mütterliche Hand hervorbringt. Mit dem linken Arm die Kleine an ihr Herz drückend, streicht die Rechte der ins Leben Zurückgerufenen sanft das lockige Köpfchen, blickt diese lächelnd und unverwandt, als wolle sie mit den Augen das Bild, wie mit den Lippen die Thräne des Lieblings einsaugen, auf das kleine Wesen; unhörbare Worte scheint der bebende Mund zu flüstern — ein Segen für die Einzige, oder eine Bitte, sie mitnehmen zu dürfen — hinüber.

Dann gleitet die Rechte schwer von dem lieben Haupt auf die Decke nieder. Starr und starrer werden die Augen. Halb Lächeln, halb Krampf zuckt es um den Mund. Die Lider schließen sich, wie die Gretchen sich geschlossen haben, und stille wird es, ganz still. Beide sind entschlummert, Arm in Arm, wie sonst manch liebes Mal; die Eine auf ewig.

Leise will der Vater das schlafende Kind aufnehmen, auf erschütternder Unbill: Tod und Leben so eng vereint. Doch Gretchen erwacht sogleich. Krampfhaft hält sie die Mutter, und diese selbst hat den erstarrten Arm so fest um ihr Verzenskind geschlungen, als wolle sie es nimmer lassen, selbst im Tode nicht. Da man sie noch nicht gewaltsam trennen will, schlüft Gretchen wieder ein. Ihr Köpfchen ist die mütterliche Brust, die nun für sie zu schlagen aufgehört.

Als sie jedoch ausgeschlafen hat, bemüht sich die Kleine, auch die Mutter zu erwecken; küßt sie schmeichelnd, pupt sie neckend am Kinn, flüstert: „Mama!“ in den weichen, zärtlichsten Lauten; versucht dann, ungeduldiger, es mit lautem Rufen; zieht die noch immer Unerweckbare am Haar, will ihr, deren Augen sich so ungewöhnlich lange nicht erschließen, mit den kleinen Fingern die Augenlider emporheben. Mit Gewalt muß sie entfernt werden, und nun wiederhalt das Gemach und das Haus von ihrem lauten Geschrei. Doch wie herzerreißend der Ton auch ist, in welchem sie die Mama ruft, diese vernimmt es nicht mehr. Das Band ist zerrissen zwischen ihr und dem jungen Wesen, dem sie das Leben gab, freilich, wie immer auf Seiten der Mutter, nur

mit dem Leben. Ueber dieses hinaus, in das räthselhafte Jenseits reicht doch kein sympathischer Rapport, selbst nicht der zwischen Mutter und Kind. —

Ein Leiden war es mit dem Kinde, das nicht aufhörte, nach der Mama zu verlangen. Und doch auch wieder eine Wohlthat, ein Trost in dem Schmerz um die Heimgegangene, dem man sich in der beständigen Sorge um Gretchen nicht hingeben konnte. Gretchen selber lohnte diese Sorge schlecht. Sie hörte auf nichts, wollte nichts sehen, nichts wissen, nichts haben, als — die Mama. Und nicht allein in den ersten Stunden und Tagen, sondern Wochen, Monde hindurch.

Als man sie zu der aufgebahrten Leiche brachte, schien sogar die kindliche Seele zu ahnen, welche verhängnißvolle Veränderung vorgegangen sei. Stumm, mit großen Augen betrachtete sie das schwarze, blumenbekränzte Bett, in welchem die Mama sonst nicht gelegen hatte. Sie schien dieselbe nicht zu erkennen in der fremden, seltsamen Umgebung, in der starren Unbeweglichkeit. Schüchtern nur, nicht mit überströmendem Jubel, wie sonst bei ihrem Anblick, streckte sie das Händchen aus, um die Hand, die Wangen der Mutter zu berühren. Erschreckt von der Eiseskälte zuckte sie zurück und schaute fragend auf, suchte in den Augen der weinenden Umstehenden die Erklärung dieses Seltsamen, Unbegreifenen. Ist ja der Tod auch dem Weisesten ein so ungelöstes Räthsel, ein so tiefes Mystorium, wie dem unverständigen Kinde selber!

Ohne allzuheftiges Widerstreben ließ sie sich fortbringen aus dem Leichenzimmer. Dies starre, bleiche, einer großen Puppe gleichende Menschenbild im Sarge war ja nicht ihre Mama, die sie beständig suchte, nach der sie ohne Aufhören rief. Neugierig lugte sie später wol, wenn die Thür offen geblieben war, in das Zimmer, oder streckte die Hände aus nach allen Blumen, die sie erblickte, wie in der Erinnerung an jenen Sargschmuck, aber da sie in dem Zimmer nichts mehr sah, schien sie den Anblick allmählig zu vergessen.

Es schien indeß nur so. Denn als sie einst viele Blumen erhielt, legte sie ihre größte Puppe in die Puppenwiege und versuchte diese mit den Blumen zu bestücken und zu schmücken, wie sie es damals am Sarge wahrgenommen. Dann aber rief sie wieder sehnlich „Mama!“ und begann dieselbe von Neuem zu suchen, so oft es auch schon vergebens gewesen war.

Auf dem Arm der Wärterin, am Fenster oder auf der Straße jubelte sie zuweilen das Wort hervor und langte nach einer Dame, die der Vermissten glich oder zu gleichen schien. Enttäuscht ihren Irrthum erkennend, wandte sie dann das Gesichtchen ab und flüsterte betrübt: „Mama!“

Gleich verlegte sie oft der Anblick eines Kleidungsstückes der Heimgegangenen in Entzücken. Sie meinte sie dann wieder zu haben, ihre Mama, umfaßte das Kleid mit ihren Armen, drückte die gestickten Hausschuhe so fest an ihr Herzchen, wie einst die Theure selbst, und trug sie dann ins Schlafzimmer, auf die Fußdecke vor dem Bett, sie sorgsam aufstellend, daß die Mutter sie bequem erreichen könne beim Aufstehen. Sie stand nimmer auf — ihr Bett war leer, keine Antwort erschalle auf den bittenden Ruf: „Mama!“

„Mama!“ Damit schlossen sich die heißen Lider zum unruhigen Schlaf. „Mama!“ rief sie, oft aufschreckend aus dem fieberhaften Schlummer, und „Mama!“ war der Morgenruß, mit dem sie erwachte. Sorgfältig ward Alles ihrem Blick entzogen, was die Erinnerung wach halten konnte. Sie lebte democh, lebte ungechwächt fort in ihrer kleinen, ängstlich athmenden Brust. Erwartungsvoll haften die Augen auf der Thür. „Mama!“ erklang es, sobald dieselbe sich öffnete. Mit diesem Ruf durchstrich sie unruhig die Wohnung, strebte dann hinaus, um ihre vergeblichen Nachforschungen draußen fortzusetzen.

„Mama?“ antwortete sie fragend auf jede Anrede, auf Liebesungen und Geschenke. In den Armen des Vaters, wenn er sie küßte und herzte, mit seiner Zärtlichkeit die verlorene mütterliche, wenigstens für den Augenblick, zu ersetzen meinte, schlang sie plötzlich die Arme um ihn, schmiegte sich schmeichelnd fest an ihn, schaute ihn mit den großen Augen zärtlich bittend an und sagte: „Mama!“ Da sie durch Trost und Schreien, durch Suchen und Warten die Verlorene nicht wieder erhielt, wollte sie es durch Bitten und Schmeicheln versuchen.

„Mama!“ In allen Tonarten und Nuancen schwebte es auf den rosigen Lippen. Fragend, forschend und erwartungsvoll, schmeichelnd, liebföhlend und innig, betrübt, wehlagend, angstvoll und sehnsüchtig — unsäglich variiert, doch immer nur dies eine Wort. Sie hatte auch sonst nicht viel gesprochen und nicht deutlich, nicht zusammenhängend; schien überhaupt geistig nicht besonders entwickelt und viel langsamer im Auffassen und Begreifen, als die meisten anderen kleinen ihres Alters. Sie war keins jener reizenden, lebhaften Kinder, die Niemand ansehen kann, ohne von ihnen eingenommen, entzückt zu sein, denen das Geschenk der Grazien ward und darum Jedermann sich freundlich zuwendet. Dafür hatte das Glück an ihrer Wiege in anderer Weise gelächelt, hatte die Natur sie mit einem noch köstlicheren Geschenk begabt, mit der zärtlichsten, hingebendsten Mutter. Diese verstand stets das Allen, welches den Anderen unverständlich blieb, konnte sich mit der kleinen Stammelnden so vortrefflich unterhalten, als sei dieselbe die personifizierte Beredsamkeit und das klügste, geistig entwickelteste Kind der Welt. Nachdem sie Waife geworden, schien Gretchen Alles zu vergessen, was sie früher schon gesprochen, und allen Sinn für Rederübungen verloren zu haben, worin die Kleinen sonst so eifrig zu sein pflegen. Alles schien vergessen bis auf das eine Wort, das sie einst auf dem Schooß der Mutter zuerst gelallt und dann so oft, so oft! wiederholt hatte. Dies vergaß sie nicht. Die Zeit schien keine Macht zu besitzen und zu gewinnen über ihr Erinnerungsvermögen — bei dieser zarten Jugend und ihrer sonst so geringen Begabung um so wunderbarer.

Oder auch um so natürlicher! Und dies eine Wort, das ihren ganzen Sprachvorrath bildete, es war unendlich, gleichlos berecht, rührte und erschütterte tiefer, als die längste Rede es vermocht hätte.

Die Zeit schien indeß nur ihre Macht verloren zu haben. Nimmer gibt sie dieselbe wirklich auf, zerstört beständig, wo sie nicht schaffen kann oder nicht beides zugleich vermag. Auf die Sehnsucht der jungen Waife blieb sie freilich wirkungslos, nicht so auf den kleinen Körper. Dieser verfiel sichtlich, die großen Augen erloschen in dem hageren Antlitz, in den stets tiefer und dunkler werdenden Höhlen immer größer und glänzender.

„Die Kleine zehrt ab!“ meinte besorgt der Arzt. „Die Selige wird sie nachholen — hat ja sterbend ihre Thränen getrunken.“ vertraute die greise Schenkerfrau dem

Dienstpersonal. Die Wärterin kam nun oft, namentlich Nachts, ein Grauen an, wenn sie das hinschwappende Kind so innig und herzerreißend die Todte rufen hörte. —

Einst, in der Dämmerung des Herbsttages, liegt Gretchen schon in ihrem Bettchen. Die Nacht hindurch ist sie so unruhig gewesen, daß sie, ermüdet, früh nach dem Lager verlangte, freilich, ohne Ruhe zu finden. Ja — sie ist viel erregter noch als sonst, und vergebens thürt das Mädchen um sie her ihr Spielzeug auf. Keinen Blick hat sie dafür, kein Gehör für Zureden und Geplauder, wird durch kein Schlummerlied in den Schlaf gelockt. „Mama, Mama!“

Die Geduld geht der Wärterin endlich aus, ärgerlich verläßt sie das Zimmer. Nach der Mama rufen kann Gretchen auch ohne ihre Gegenwart.

Und sie thut es, viel lebhafter, dringender, sehnlicher, als sonst in der letzten Zeit, in der sie ihren nie verstimmteten Wunsch weniger heftig äußerte. Dann klingt die Stimme des Kindes plötzlich ganz verändert. Zwar in demselben, dem einen Wort, das ihren Sprachschatz bildet: „Mama!“ Allein sie bittet und verlangt nicht mehr, sie jauchzt und jubelt: „Mama!“

Aufgerichtet sitzt sie im Bettchen, die weichen Arme ausgebreitet, die schmalen Händchen in einander verschlungen, als halte sie Jemand umfassen, der sich über sie hinneigt. Innige Küsse hauchen ihre Lippen in die leere Luft; die Augen glänzen hell, die Wangen glühen heiß vor Freude. Zärtlich küßt sie und tänzelt spielend, bald leise flüsternd in der Weise schmeichelnder Kinder, bald ihre Glückseligkeit ausströmend in lautes Gejauchz, in schallende Entzückensausbrüche. Der Ton ist nicht vernommen worden im Hause, seitdem sie die Mama zum letzten Mal umschlang. Aber nun hat und umschlingt sie ja wieder die Geliebte, so schmerzlich Entbehrte! Erschauend steht das Mädchen, eilt dann hinaus, von Grauen erfaßt und verfolgt. „Sie ist da, bei dem Kinde — dachte ichs doch immer, daß sie keine Ruhe haben könne.“

„Wer denn, wer?“ fragt das Gesinde bestürzt, wiederholt auch die Herrschaft.

„Sehen Sie selbst,“ antwortet sie verstört. Zu sehen ist freilich drinnen nichts. Wol aber das Jauchzen und Frohlocken, das Schmeicheln und Rosen Gretchen zu hören; noch immer verkehrt die Kleine glücklich, freudetrunken mit der Mutter.

„Das Kind fiebert!“ sagt erschreckt der Vater, und die Familie stimmt ihm bei. Es wird nach dem Arzte gefandt. Lebhaft wendet Gretchen sich zum Vater und zu den Anderen, die umherstehen. „Mama!“ zwitschert sie wie ein jubilirendes Vögelein. Es ist, als wolle sie damit die Mutter vorstellen, Alle anfordern, sich mit ihr zu freuen über die Wiederkehr der Vermissten, die Niemand als sie selber, sie allein sieht. Doch scheint sie nicht Zeit zu haben, sich darum zu kümmern, daß Niemand sonst ihr Entzücken theilt, gibt sich wieder ganz der kindlichen Lust hin, die Geliebte zu herzen. Dazwischen plaudert sie lebhaft; zwar ist es nur immer das einzige Wort „Mama“, aber die Nuancirungen des Tons erzählen eine ganze Geschichte — die Geschichte ihres Leibes bisher, in welche sich der Jubel über das jetzige Glück mischt. Sie weinte sonst, bei all ihrem Jammer, keine Thränen — kleine Kinder vergießen ja selten welche; nun sammeln sich jedoch in den strahlenden Augen zwei große Tropfen, perlen langsam über die glühenden Wangen, vereinigen sich an dem kleinen Kinn, das nicht mehr gerundet ist, wie einst. Schwer rollt das helle Maß auf das weiche Kissen. Es ist natürlich, selbstverständlich, daß es einzieht in das Zeug. Und doch, bei der Erinnerung an die Thräne, welche Gretchen zuletzt weinte, welche die sterbende Mutter damals auftrank, die verstorbene Mutter, mit welcher das Kind jetzt verkehrt, wie mit einer lebenden — bei dieser Erinnerung überwiegt es nicht allein die Wärterin mit einem Trösteln, als die schimmernde Zähre zerrinnt, verschwindet.

„Die Kleine phantastirt mit ihrer Heftigkeit, wie ich an so kleinen Kindern selten erlebte!“ sagt kopfschüttelnd der Arzt. „Und, was das Sonderbarste — sie ist fast fieberfrei, nicht erregter, als die Freude es mit sich zu bringen scheint.“

„Mama!“ Triumphirend nicht sie ihm zu, als habe sie es ja immer gewußt, dieselbe könne nicht fort sein, müsse zurückkehren. Innig schmiegt sie sich wieder an das Gebilde ihrer Phantasie oder vielmehr ihres Herzens, ihrer Liebe, bis sie allmählig ermüdet, die Augen sich schließen, der Oberkörper halb zurücksinkt. „Mama!“ Schon im Traume flüstert sie es und hält die abgezehrten Armechen wie um den Hals der Mutter verschränkt und das Köpfchen seitwärts geneigt, wie auf den mütterlichen Busen. Das kleine Haupt berührt nicht das Bett, hat gleichsam eine weiche Unterlage, ein liebes Schummerkissen, wie früher, das die Anderen nur nicht wahrzunehmen vermögen. Ein süßes Lächeln schwebt auf den halbgeöffneten Lippen, die noch im Schlaf das Gefese fortzusetzen scheinen. Still und friedlich, in tiefen Athemzügen hebt und senkt sich die kleine Brust. Gretchen schlummert so sanft und ruhig, wie niemals, seitdem sie zuletzt im Arm der sterbenden, der todtten Mutter geschlafen.

Ein leises Wehen zieht durch das Gemach, läßt das Licht der Lampe zittern und die Nerven der Anwesenden erbeben.

„Der Herbstwind weht schon recht durchdringend,“ sagt der alte Hausarzt und fügt in Gedanken hinzu: „Wie draußen das Laub, welkt hier ein junges Leben.“ Aber er spricht das nicht aus, obwohl Aller Blicke forschend auf ihn ruhen, auf Aller Lippen eine Frage schwebt. Ihm liegt die Pflicht ob, das seltsame Benehmen der Kleinen zu erklären, und er thut es folgendermaßen:

„Ein Kind bildet sich das, was es will, so lebhaft ein, daß es ihm Wirklichkeit scheint oder vielmehr ist. — Wir Alle haben oft spielende Kinder beobachtet; haben beobachtet, wie kleine Mädchen mit irgend einem Gegenstande, der einer Puppe durchaus nicht im Entferntesten gleicht, sich gebenden, als sei es nicht allein eine Puppe, sondern ein lebendiges Kind, wie sie dies vermeintliche Kind herzen, wiegen, schelten, kurz, ganz so behandeln, wie sie es mit Kindern thun sehen, oder wie es mit ihnen selber geschieht. Der Kleine, welcher mit seiner Peitsche knallt, meint wirklich zu fahren, ein Kutschner zu sein; ein Steckenpferd ist seinem Reiter nicht ein hölzerner Stöcken, sondern ein wieserndes, schäumendes Ross, das ihn abzuwerfen strebt. Hier — er wandte sich zu Gretchen — verkörpert die Phantasie dem Kinde den Gegenstand seiner Sehnsucht, von dem es vielleicht schlafend geträumt, mit solcher Stärke, daß er ihm zur lebendigen Wirklichkeit geworden.“

Als Luise seine Worte später den anderen Dienstleuten erzählte, schüttelte die Schenkerfrau den weißen Kopf. „Was eine Mutter ist,“ sagte sie, „eine rechte, wirkliche Mutter, versteht das anders, als so ein gelehrter Herr. Sie weiß,

daß ein so herzbrechendes Verlangen, wie das Kind nach seiner Mama hatte, ein Grab wol öffnen kann, und wäre es auch mit siebenfachen Niegeln und Siegeln verschlossen; das liegt im Mutterherzen. Meint Ihr, wenn dieses stille steht, zu Mische wird, daß die Seele der Mutter nichts mehr weiß von ihrem Augapfel hienieden, zumal wenn er sich nach ihr bangt, daß es jedem Fremden das Herz umkehrt vor Jammer? Und wäre sie im siebenten Himmel und im Schoße Gottes selbst, eine Mutter vergißt ihres Kindes nicht. Warum sollte sie also nicht von Jenenseits zu demselben zurückkommen? Der Herrgott legte den Trieb, unser Kind lieber zu haben als uns selbst und unser Leben, in uns, und bei Gott ist kein Ding unmöglich."

Begierig, obwohl schauernd, lauscht das Gesinde darauf, findet diese Ansicht viel einleuchtender, als des Doctors natürliche Erklärung. Die Wärterin grant sich, allein bei dem Kinde zu schlafen. Bereitwillig leistet die Matrone ihr Gesellschaft.

"Wird Keinem etwas anhaben, die Selige. Hat ja ihrem Herzenskinde kein Leid gethan," beschwichtigt sie das zitternde Mädchen, das jedes Klüftlein des Windes im Kamin, jedes Flackern der Lampe erschreckt.

Und die Nacht geht so ruhig vorüber, wie seit Monden keine — Gretchen schlummert süß und fest, wie niemals, seitdem die Mutter geschieden. Morgens schaut sie fragend und suchend umher, ist jedoch wunderbar still und geduldig, blickt nur gespannt und fast unverwandt nach der Thür, als erwarte sie jeden Augenblick den Eintritt der Mama. Ihre Puppen, ihr Spielzeug legt sie zusammen, und wieder heften sich die großen, tiefumrandeten Augen in verzehrender Erwartung auf den Eingang. Speise und Trank bleibt fast unberührt. Sie wartet, stumm zwar, doch offenbar mit all der herzspannenden Erregung, welche das Harren auf die Erscheinung einer geliebten Person stets hervorbringt, wartet lange, den ganzen Tag — still — schweigend.

Als der Schleier der Dämmerung sich niederlenkt, öffnet sich ein wenig die Thür. Sie möchte nicht gehörig ins Schloß gelegt und von selber aufgegangen sein, denn Niemand ist da. "Mama, Mama!" jauchzt jedoch die Kleine und streckt die Händchen aus, wie der Eintretenden entgegen. Und wieder, wie gestern, helles Jubilieren, jauchzendes Lachen, süßes Rosen mit der Mama, die sie allein nur wahrnimmt.

Dann zeigt sie ihr das viele neue Spielzeug, das sie erhalten hat inzwischen, um das sie sich nie kümmern mögen, spielt mit ihr wie sonst, bis sie müde wird und einschläft, sanft und fest, wie gestern vom Mutterarm umfassen, oder doch von demselben sich umfassen während.

Am folgenden Tage verläßt sie das Bettchen nicht, bleibt liegen, still und matt. Glend sieht sie aus, sehr krank und elend. Die glänzenden Augen strafen dies Aussehen, das Allen ins Herz schneidet, jedoch Lügen. Und noch gespannter als gestern, in wahrhaft brennender Erwartung und verzehrender Ungeduld, hängen diese glänzenden Augen an der Thür. Fast unwillig weist sie Nahrung zurück, lehnt Liebeskosungen ab, als fürchte sie, dadurch gestört zu werden in ihrer Beobachtung. Und immer noch will es nicht Abend werden, kommt die Erschente nicht. "Mama!" ruft sie endlich. All die tiefe unsägliche Sehnsucht ihrer kleinen Brust zittert in dem herzerschütternden Ton.

Sie kommt nicht. Immer ungeduldiger wird die Kleine, wirft sich immer unruhiger umher, ohne doch den Blick abzuwenden von der Stelle, die ihn magnetisch zu fesseln scheint. Da endlich öffnet sich die Thür. "Mama!" jubiliert Gretchen, so daß der eintretende Arzt sich unwillkürlich umwendet, um zu sehen, ob nicht Jemand ihm folge. Er sieht Niemand. Das Kind aber wirft sich mit ausgebreiteten Armen vorwärts, seinen Freudenschrei wiederholend. "Mama!" fängt es dann nochmals leise durch das Gemach. "Mama!" kaum hörbar — wie Geisterhauch, wie Echo einer fremden Welt, scheint es wieder zu klingen. Die verschlungenen Händchen lösen sich, das Haupt Gretchens sinkt zurück.

Sie ist bei der Mama. —

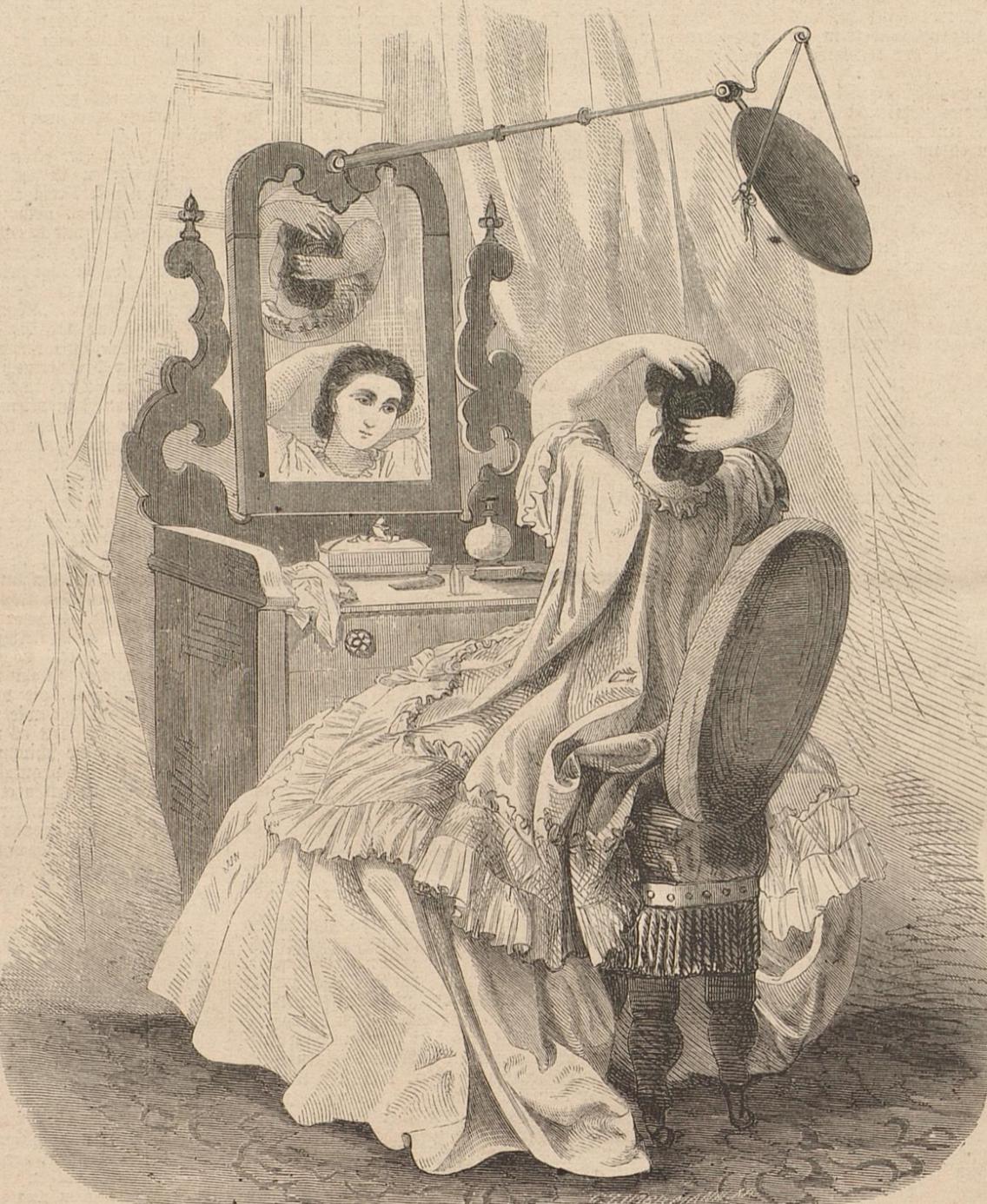
[871]

**Der Nackenspiegel.**

Zu allen Zeiten ist das sogenannte "Toilettemachen" eine bedeutungsvolle Kunst gewesen, und als solche besonders gern von den Frauen aller Völker und Zonen geübt, ja vielfach selbst zum einzigen Zweck ihres Lebens erhoben worden. Diese nicht nur den Frauen eigenthümliche Neigung des Toilettemachens hat stets in der Wissenschaft und Industrie mächtige Verbündete gewonnen, durch deren Bemühungen die verschiedenartigsten Elemente in den Dienst der Toilette gezogen wurden. Gines der ersten Resultate dieser Bestrebungen war: die Erfindung der Spiegel. Schon in den ältesten Zeiten bildeten dieselben bekanntlich einen wichtigen Bestandtheil bei der Toilette der Frauen, und weder die Patriarchen des jüdischen Volkes noch die Weisen Griechenlands vermochten den immer allgemeiner werdenden

Gebrauch derselben irgendwie zu hindern. Auch die Frauen unserer Tage sind den Spiegeln nicht unhold und werden von der Industrie aufs Hülfreichste in ihrer Neigung unterstützt.

So bietet unter Anderen die bereits seit längerer Zeit gemachte Erfindung des Nackenspiegels einen äußerst praktischen Toiletten-Apparat dar, weicher, wenn gleich schon hier und da bekannt, unseren Abonnementinnen aufs Neue in Erinnerung gebracht zu werden verdient, indem derselbe besonders bei Ausführung der durch die herrschende Moderation bedingten complicirten Frisuren vorzügliche Dienste leisten dürfte. Der erwähnte Apparat besteht einfach aus einem Spiegel von beliebiger, meistens runder Form, welcher mittelst eines Metallstabes der Art an dem Toilettenstuhl angebracht ist, daß er das Bild des Hinterkopfes auffängt und in den größeren Spiegel zurückwirft, wie es die betreffende Abbildung veranschaulicht. Der Stab, an welchem der Nackenspiegel mittelst eines Scharniers befestigt ist, muß aus mehreren Gliedern bestehen, so daß er nach Art der Fernröhre länger und kürzer zu stellen ist. Der Spitze des Stabes schließt sich ein länglicher Haken an, der nach Ausgabe unseres Bildes eine Schnur hält, vermöge welcher man — je nachdem sie loser oder fester angezogen und gebunden wird — dem Spiegel eine beliebige Stellung geben kann. Selbstverständlich ist auch der größere eigentliche Toilettenstuhl an der Rückseite mit einer Vorrichtung versehen, welche denselben in jeder beliebigen mehr oder weniger schrägen Richtung zu befestigen gestattet.



Nackenspiegel.

Der ganze Mechanismus dieses Apparats ist von einfachster Construction und läßt sich somit ohne große Schwierigkeit an jedem Toilettenstuhl anbringen, was ein Grund mehr zur allgemeinen Anwendung desselben sein dürfte. Hinsichtlich der Annehmlichkeit, beim Frisiren stets die ganze Ansicht des Kopfes, sowohl von der Vorder- als von der Rückseite vor Augen zu haben, glauben wir unseren Abonnentinnen gegenüber keine weitere Erklärung hinzufügen zu dürfen.

[979]

v. A.

**Das Grabtuch des Propheten.**

Das Interesse für Aegypten hat sich seit Kurzem zu einem allgemeinen gesteigert. Nicht nur einzelne Touristen und Kranke, die an den Ufern des Nil Genesung hoffen, suchen es auf, gegenwärtig ist sogar von Wien und Triest aus eine Gesellschaftsreise nach dem Lande der Pharaonen unternommen worden, welche bei dem reiselustigen Publikum rasche und zahlreiche Theilnahme gefunden; so dürften auch manche theilnehmende Leserinnen sich finden für diese Zeilen, worin nach dem Bericht eines Augenzeugen die Beschreibung einer wichtigen religiösen Feier gegeben ist, welche von Kairo, der Hauptstadt Aegyptens, ihren

Ausgangspunct hat, nämlich die Feier der Erneuerung der Grabdecke des Propheten.

Am frühen Morgen schon hatte sich der Vicekönig im Gefolge der höchsten Würdenträger nach dem Kiof begeben, zu diesem Zweck eigends errichtet auf dem Kiumelienplaze, welcher dem Plaze Kara-Meidan zunächst liegt, von dem aus der Zug sich in Bewegung setzt, der die Decke für das Grab des Propheten nach Mekka zu bringen bestimmt ist.

Es war acht Uhr Morgens, als auf ein vom Vicekönig gegebenes Zeichen eine Kanonensalve von der Citabelle zu Kairo den Ausbruch der Caravane verkündete.

Die ganze Stadt, so weit sie von Moslem bewohnt wird, prangte im Festschmuck: in den Straßen, welche die Procession berührte, waren Balkenzweige gestreut, schöne Teppiche hingen aus den Fenstern herab und lange Streifen buntpfarbiger Stoffe, von einem Hause zum anderen über den Weg gezogen, dämpften die Sonnenstrahlen.

Den Zug eröffnete ein zahlreiches Musikcorps, dessen Instrumente der Mehrheit nach aus Pfeifen, Tamburins und stählernen Cimbeln bestanden; dann folgten Corporationen aller Künste und Handwerke mit ihren Scheihs, kenntlich am grünen oder rothen Turban, jeder das Banner seiner Kunst tragend.

Unmittelbar nach diesen kamen die Athleten, nackt bis zum Gürtel, den Oberkörper glänzend von Oel, womit sie zum Zwecke größerer Geschmeidigkeit sich eingerieben. Sie gaben beim langsamen March Proben ihrer Kraft abwechselnd mit Jongleurs, welche Säbel und Pike in die Luft warfen, um sie mit der Spitze wieder aufzufangen. Andere zermalmten Stücken Glas mit den Zähnen und schienen sie zu verschlucken in so täuschender Weise, daß wir nicht unternehmen mögen, das Wunder natürlich zu erklären; noch Andere spielten mit lebendigen Schlangen, reizten sie und schluckten sie sichtbar hinunter. In früherer Zeit sollen die Schlangen wirklich verschluckt, geessen worden sein. — Warum nicht? Die Schwierigkeit liegt für uns vielleicht mehr in der Idee; das glatte Amphibium gleitet sicher spielend hinab, aber wir Kinder des emsigen neunzehnten Jahrhunderts haben unseren Muth nur an gar zu viel anderen Wagnissen zu prüfen, um es mit den Alten an Bestiegung der Schlangenfurcht aufnehmen zu können.

Jene etwas phantastischen Schaustellungen wurden abgelöst durch ein Regiment Infanterie mit seinem Musikcorps an der Spitze. Nach diesem kam ein Regiment Jäger zu Fuß, welchem eine Escadron Lanciers und berittene Circassier folgten in Harnisch und Panzerhemden. Nach einem Zwischenraum von wenigen Schritten kamen langsam majestätisch die von zahlreichen Stadtsergeanten (Cawas) escortirten Kameele, welche die Sänften des Emir el Hagge, des Commandanten der Caravane, trugen.

Eines der Kameele war mit dem großen viereckigen Kasten (Kazne) beladen, der mit rother Decke verhüllt, den Schatz zur Bestreitung der Reisekosten in sich schließt. Zunächst folgten die vier Zimms oder Vorsteher der vier orthodoxen Secten, begleitet von zahlreichen Derwischen, die den Namen Allah riefen und dabei den Kopf in gemeinsamer Tact bewegten. Dann erschien auf einem Kameele ein in Kairo unbekannter Sauton oder muhamedanischer Mönch, mit nacktem Oberkörper und entblößtem Haupt, von welchem langes schwarzes Haar ihm auf die Schultern niederhing. Ohne seiner Kleidung ein schützendes Gewand hinzuzufügen, durchreitet dieser merkwürdig organisirte Mönch, der die Caravane alljährlich begleitet, die lange Wüstenstrecke von Kairo bis Mekka, ohne daß die Sonnenhitze und die Beschwerden des Weges ihn ermatteten oder niederbeugten. Die ascetische Lebensweise scheint sogar dem wunderlichen Heiligen sehr wohl zu bekommen, denn seine Gestalt zeigt entschiedenere Hinneigung zum Embonpoint als zur Magerkeit. Dieser Mönch hatte abermals Derwische im Gefolge, unter ihnen den Delil el Hagge, den Führer der Caravane.

Eine unabhsehbare Reihe von Kameelen mit ihren Führern schloß nun sich an zu dem Zuge durch die vielfach gewundenen Straßen der Stadt — es waren die Saffa's Wasserträger bestimmt, die Pilger auf der Wanderschaft mit Getränk zu versorgen, das in großen mit Milchwasser gefüllten Schläuchen an den Flanken der Thiere niederhing.

Eine neue Abtheilung Scheihs mit Fahnen schritten nun, Verse aus dem Koran singend und deren geschriebene Copien unter das eifrig zudrängende Volk vertheilend, den Großwürdenträgern der Regierung voran, welche in Staatsuniform zu Roß erschienen.

Hiernach abermals eine Abtheilung Cawas oder Stadtsergeanten in ihren graun und grünen Uniformen, nach diesen der Polizeipräsident, Hussein Pascha, zu seiner Rechten der Emir el Hagge, zu seiner Linken der Emir el Surra, die beiden Chefs der Caravane.

Ein lärmender Freudenruf aus dem drängenden Menschengewühl verkündete jetzt, noch ehe man seiner ansichtig ward, das Dromedar, welches den heiligen Kismeh, d. h. die Decke trägt, die bestimmt ist, jene vom vorigen Jahre auf dem Grabe des Propheten zu ersetzen.

Die Decke, deren grüner Sammet unter der Last der

goldenen und silbernen Stickerien, meistens Koransprüche, fast verschwand, war an den vier Ecken emporgehalten durch vier goldene, in Lanzenspitzen endende Stäbe. Das Ganze machte genau den Eindruck eines prachtvollen, mit Goldfranzosen verzierten Bettbimmels, auf dessen glockenförmigen Gipfel ein goldener Halbmond prangt. Das Dromedar, der Träger der kostbaren Last, war gleichfalls reich geschmückt und mit werthvollen indischen Shawls aufgeputzt; auf seinem Kopfe wiegte sich ein Büschel Straußeneiern.

Wer es igend vermochte, drängte sich herzu, um einen Zippel des heiligen Teppichs zu küssen. Aus den vergitterten Fenstern der Harems, an denen die Procession vorüberzog, wurden von unsichtbaren Gestalten lange Shawls hinabgelassen, damit sie, und sei es nur einen Augenblick, die heilige Decke berühren möchten.

Andere Dromedare folgten nun, gleichfalls mit kostbarem goldschimmernden Geschirr und Zamm. Sie trugen in Kästen, mit werthvollen Stoffen und bunten Shawls verhüllt, die nach Mekka bestimmten Opfergaben.

Eine neue Abtheilung Camas beschloß den Zug, dessen Abwicklung mindestens zwei Stunden währte.

Die Procession verließ die Stadt durch das Thor Bal el Nasr oder das Siegesthor, und nahm seine Richtung nach

der Wüste Hasseweh gegen die Nordseite der Stadt zu, wo sich das Thor Abbassieh befindet. Hier warteten ihrer außerhalb des Thores vierhundert Baschi-Bozucks zu Pferde und zwanzig Beduinen-Hauptlinge auf Kameelen, deren Verpflichtung ist, die Caravane sicher nach Mekka zu geleiten; sie bringen dem Vicekönig mit ihrem Kopf dafür, die heilige Procession gegen die räuberischen Ueberfälle der Nomaden zu schützen.

Nachdem die Caravane noch ungefähr zwei Tage in Hasseweh verweilt, um sich vollständig zu verproviantieren, nimmt sie ihren Weg weiter nach Birkel el Hagge, dem See der Wallfahrer, in der Richtung nach Suez. Dort abermals ein Aufenthalt von zwei Tagen, um neue Pilger zu erwarten, welche sich der Procession anschließen wollen, und dann ohne Unterbrechung weiter bis Mekka, welches in ungefähr dreißig Tagen erreicht wird.

[1888] M. F.

**Kinder des Glends.**

Hierzu das Bild: „Einen Dreier das Schäfchen.“

Die Literatur früherer Jahrhunderte war reich an Räuber- und Geistergeschichten; Bluthaten und Gespenstespuk, übermenschlicher Edelstun und teuflische Bosheit wurden zu Bildern gruppiert, an denen der Sinn für das Wunderbare und Schaurige ein Genüge fand. Jene Schauererzählungen sind vergessen, nicht weil der Sinn des Menschen im Allgemeinen gegen Bilder des Grauens, des Unglücks und Glends gleichgültiger wurde, sondern weil die Tragik, das Pathos der kindlicher fühlenden Vorfahren uns nicht mehr zu rühren vermögen und für die Gestalten und Situationen der abenteuerlichen Gemälde in der uns umgebenden Wirklichkeit die erklärenden Vorbilder fehlen.

Auch unsere Zeit, so materiell sie gescholten wird, liebt die Tragik — auch wir haben eine Schauer-Literatur, eine Literatur des Glends, erzeugt in der Treibhausluft der Civilisation großer Städte.

Seit Eugen Sue in den „Geheimnissen von Paris“ den Schleier fortgezogen von mitleid- und granenerregenden Cristenzen, die im Sumpfe der alten Lutetia gedeihen, tauchten rasch nacheinander Enthüllungen aus anderen großen Städten auf, welche die traurige Bestätigung gaben, daß Lafter und Verbrechen im Gemüth der Welt am sichersten wohnen, und die hohlwangige Armuth, jener beiden Mutter, an der Schwelle der stolzeiten Paläste hungernd und frierend sitzt. Doch wir wollen gerecht sein und den Namen „Armuth“, an den sich so viele fribliche, ja freundliche Bilder knüpfen, nicht zu Vorstellungen mißbrauchen, auf welche nur der Name Glend paßt.

Der Dürfler in niederer Hütte, der vielleicht auch diese nicht sein eigen nennt und zum Erwerb des täglichen Brodes auf die Kraft seiner Arme angewiesen ist, der Bewohner des hohen Nordens, der sein Dasein, farblos wie die Schneefelder seiner Heimath, in dumpfen Erdböhlen zubringt, zu seiner Erhaltung das Rennthier pflegend und den Seehund tödtend — sie sind arm, aber nicht elend; selbst der

Lazzarone, der die mit Lumpen malerisch drapirten Glieder im Säulenschatten des Palastportales dehnt, ist nicht elend, denn der freundliche Himmel des Südens macht ihm Obdach und warme Kleidung überflüssig; hungert ihn, so gibt er für kurze Zeit sein dolce far niente auf und bequemt sich zur Arbeit, um eine Bolenta oder einen Napf Maccaroni zu erschwingen, im Fall es ihm nicht glückt, durch Betteln zu demselben Resultat zu gelangen. Das Alles ist Armuth, aber nicht Glend. Glend ist nicht Armuth allein, nicht Verlassenheit allein, nicht Hunger und Durst allein, nicht Frost und Blöße allein, nicht Freundlosigkeit allein — nein, es ist dies Alles vereint, und wer Glend sehen will, der suche es in großen Städten zu harter Winterszeit. Doch nicht Jeder und Jede, die mit dem Schauer des höchsten Interesse Temme's Criminalgeschichten und Les misérables von Victor Hugo lesen, fühlen Lust und Beruf, in dumpfe Kellergewölbe hinab oder in die schneidend kalten Regionen einer Dachkammer emporzusteigen, um die Armen und Glenden kennen zu lernen, welche den Zucht- und Arbeitshäusern ein so reiches Contingent stellen und den Schriftstellern Vorbilder zu ihren fesselndsten Charakteren liefern; auch ist ein solches Aufsuchen des Glends kaum nöthig, um zur Ueberzeugung seiner Cristenzen zu gelangen. Wie die Zeit

grünem Papier und Knistergold, mit Buppen, Trommeln und Geigen, mit Honigkuchen und Wachsstöden. Wie diese Buden mit den nothwendigsten Weihnachtserfordernissen nicht beschränkt sind auf bestimmte Straßen und Plätze, sondern überall am und im Wege stehen, so auch die armen Kleinen, welche die schnurrenden Waldteufel und die gedulbigen Weihnachtsschäfchen verkaufen. — Arme Kinder, denen das Fest der Kinderfreude nur fühlbar wird durch die frohe Gaste der wohlhabenden, warm bekleideten Leute, die vorübergehend, selten der jammernden Bitte ein freundliches Ohr leihen! Wie viel auch geschieht zur Milderung des Glends, wie viel auch geschieht, armen verlassenem Kindern eine Weihnachtsgabe zu bereiten; alle Quellen des Glends zu verstopfen gelingt auch dem thätigen Mitleid Tausender nicht. — Nur das Glend kann Melternherzen so verhärtet, daß sie nicht zagen, Kinder hinauszuschicken in den kalten Wintertag, wo sie bis zum späten Abend auf der Straße stehend, prüfen müssen, wer graufamer sei, die Meltern, die gleichgültige Menschenmenge oder der stürmische Wintertag.

Hört ihr zur Weihnachtszeit in dem stolzen Spree-Athen auf der Straße neben euch wimmern: „Einen Dreier das Schäfchen!“ so geht nicht hastig weiter, sondern kauft, wenn mehr zu thun euch nicht vergönnt ist, für selbst erhöhten Preis ein dürftiges Symbol des Gotteslamms — ihr gebt damit ein Scherlein den Kindern des Glends.

[1880] M. Harrer.



„Einen Dreier das Schäfchen!“

**Es kommt oft anders, als man denkt.**

Wol keine Beobachtung wird im menschlichen Leben häufiger gemacht, als die, daß die Wirklichkeit den gehegten Erwartungen nicht entspricht.

Summt uns auf der einen Seite nicht täglich die laute Klage der sentimentalischen Herzen entgegen, das Leben bestehe größtentheils aus unerfüllt bleibenden Hoffnungen, und reise auch endlich einmal einer der tausend Blüthenträume, so sterbe er auch sogleich im Momente des Genusses! Und in der That, nur wenig Güter sind, wenn wir sie erlangen, von so großem Werthe, — wenige Vergnügen so ergötzend, als wir uns einbilden, da wir sie noch wünschten. Ober verringert auch die Gegenwart der Sache die günstige Vorstellung nicht, welche wir bei der Voraussetzung von ihr hatten, so vermischen sich doch vielleicht mit dem Genuße kleine Unannehmlichkeiten, so fallen doch in den Becher der Freude einige Wermuthstropfen, auf die wir nicht rechnen. Am öftersten aber erlangen wir das, was wir erhofften, gar nicht. Der Lauf unseres Lebens im Großen, der Lauf der Begebenheiten jedes Tages im Kleinen geht, wie der Lauf der Ströme, nirgends gerade, nirgends ununterbrochen auf das Ziel los, welches wir zu erreichen suchen. Ehre, Reichthum oder Ruhe kommt uns selten von der Seite oder in dem Zeitpunkt, wo wir sie glauben beanspruchen zu dürfen.

Dagegen werden auf der anderen Seite Viele von steten traurigen Ahnungen gequält, ohne sie fast jemals in Erfüllung gehen zu sehen. Am gewöhnlichsten ist die Furcht vor dem Tode. Es gibt nicht wenig Menschen, die sich in ewiger Angst um ihr Leben befinden, die in jedem unbedeutenden Umstande eine mögliche Ursache des Todes erblicken; sie fürchten, wie Jean Paul anführt, „fallende Blumentöpfe der Fenster, Blitze aus blauem Himmel, losgehende Windbüchsenstücke, Herzpolypen, wüthende Hunde, jede Fin-  
germunde“, sie sind in beständiger Angst wegen Feuers- und Wassergefahr, vor Dieben und Räubern, bei epidemischen Krankheiten halb todt vor Furcht, sie fliehen, wie und wo sie nur können jede Berührung mit Dingen, die mit dem Tode oder mit dem Vorgange des Sterbens zusammenhängen, ja wollen nicht einmal durch die bloße Benennung dieser Dinge an das Loos erinnert sein, das ihnen freilich einmal so gut wie Anderen unvermeidlich zu Theil werden muß! Es ist indessen schon eine Bemerkung des Horaz, daß nur ein sehr kleiner Theil an der Krankheit stirbt, die sie am meisten geängstigt hat. Desgleichen gehen oft Unfälle, die unser ganzes Glück zu zerstören drohen, ohne merklichen Schaden vorüber; andere werden sogar unerwartete Gelegenheiten zu einem größeren Wohlstande. Personen oder Sachen werden uns geraubt, deren Verlust uns unüberstehlich und unverschmerzbar scheint; und wir überleben ihn nicht nur recht wohl, sondern verschmerzen ihn auch, zuweilen selbst zu bald. Die-

selben Erfahrungen bietet das alltägliche Leben im Kleinen. In einer Gesellschaft, in die wir aus Furcht vor schrecklicher Langeweile höchst mißmuthig gingen, werden wir recht angenehm unterhalten. Wir treten eine Lustfahrt mit dem unglücklichsten Aussehen des Himmels an und haben auf derselben das schönste Wetter. Wir fürchten einen Streit, einen verdrießlichen Ausbruch mit unseren Hausgenossen, und werden mit einer leichten und selbst angenehmen Entwicklung der Sache überrascht.

Woher kommt nun aber diese so oft sich wiederholende Täuschung menschlicher Hoffnungen und Befürchtungen? Gibt es irgend eine Gottheit, die der menschlichen Klugheit spotten will, und sich über die Verlegenheiten belustigt, in welche wir durch die unerwarteten Wendungen unserer Schicksale gerathen? Liegt es an uns, daß wir die Dinge zu schlecht beobachten und daher falsch beurtheilen? Oder liegt es an den Dingen, daß sie zu unordentlich durcheinander laufen, als daß wir irgend eine zuverlässige Regel aus ihrer Beobachtung zu ziehen im Stande wären?

Zweifelsohne finden von den letzteren Fällen beide unter gewissen Einschränkungen statt.

Nach in Hinsicht des Eintreffens oder Nicht-eintreffens von Erwartungen gibt es einen großen Unterschied zwischen Menschen und Menschen. Wir hören Einige unaußhörlich sich über das letztere beklagen, Andere sich ihres Glückes und des Gelingens ihrer Anschläge rühmen. Mögen die Einen vielleicht aus Verdruss oder Zaghaftigkeit die Vorstellungen ihres Unglücks übertreiben — mögen die Anderen aus Eitelkeit ihr Glück größer schildern, als es wirklich ist: immer wird doch der unbefangene Richter zugehen müssen, daß in den Schicksalen einiger Menschen eine gewisse Uebereinstimmung zwischen ihren Erwartungen und den Erfolgen herrscht, in den Schicksalen Anderer sich dagegen ein ununterwählender Widerspruch der Begebenheiten mit den Erwartungen zeigt. Der Mensch, welchem dieses letztere widerfährt, und der sich selbst keine Schuld beimeßen will, sich auch in der That keiner bewußt ist, nennt dies Unglück. Und oft bleibt allerdings etwas Räthselhaftes in dieser Gleichförmigkeit der die Erwartungen täuschenden Vorfälle, — ein Etwas, das vielleicht nur von der Regierung einer höheren Hand abgeleitet, oder durch den Zusammenhang des ganzen Weltalls erklärt werden kann. Aber gewiß läßt sich auch die Ursache jenes Unterschiedes sehr oft entdecken, wenn man den Geist und den Charakter der Personen prüft, unter denen er stattfindet.

Da wird es sich denn ergeben, daß diejenigen Menschen, deren Voraussetzungen am meisten eintreffen, die sind, welche am besten beobachten. Alle Voraussetzung ist eine Schlussfolgerung von dem Vergangenen oder Gegenwärtigen auf das Zukünftige. Wer die Ursachen nicht kennt, kann auch keine Wirkungen voraussagen. Je genauer demnach Jemand alle kleinen, ihm jetzt vor Augen liegenden Umstände von Verhältnissen bemerkt, desto richtiger wird er bestimmen können, was sie zur Folge haben werden. Manche Menschen besitzen die Fähigkeit, auf den ersten Blick die Lage der Dinge in dem richtigsten Lichte zu sehen und den Charakter Anderer zu durchschauen, und Viele würden lange nicht so oft ihres Endzweckes verfehlen, wenn sie bei dem Entschlusse blieben, zu welchem sie sogleich, als sie einen solchen fassen sollten, durch eine Art Instinct geneigt waren. Zu dieser Verfolgung seines ersten Gedankens gehört aber Festigkeit, Muth und Selbstvertrauen; daher werden die Personen, welchen diese Eigenschaften fehlen, sich öfters als andere mit diesen Geistesfähigkeiten Begabte in ihren Erwartungen betrogen finden. Andere hingegen sind dazu gemacht, die Sachen auszugrübeln, und gelangen durch anhaltendes Nachdenken und eine ansüßliche Entwicklung ihrer Ideen wirklich dazu, richtig und mit Zuverlässigkeit zu erkennen, was ihnen bei der ersten Ansicht dunkel oder zweifelhaft war. Ob ein Mensch zu der einen oder zu der anderen dieser beiden Classen gehöre, kann er am Besten aus dem Erfolge seiner Ueberlegungen abnehmen.

Eine Ursache, welche viel fehlgeschlagene Erwartungen veranlaßt, ist, daß die Menschen überhaupt zu große haben, und diejenigen werden sicher am häufigsten getäuscht, die vom Zufalle oder von anderen Menschen zu viel erwarten. Dies geschieht aus Eigendünkel, aus Begehrlichkeit, aus Trägheit.

Die Eigenliebe gibt dem Menschen, so wie sie ihn verführt, von seiner Person und seinen persönlichen Eigenschaften zu groß zu denken, auch zu hohe Ideen von den Belohnungen, die er verdient, und hiermit zugleich ein zu schmeichelhaftes Bild von dem Glücke, das ihm bevorsteht. Denn man stellt sich leicht angenehme und glückliche Erfolge, so außerordentlich sie sein mögen, als wahrscheinlich vor, wenn man glaubt, ihrer werth zu sein.

Bei Anderen entsteht diese zuversichtliche Hoffnung glücklicher Begebenheiten aus der Stärke der Begierde selbst, die sie nach dem erwünschten Gegenstande haben. Die meisten Leidenschaften tragen den Zauber an sich, daß sie uns die Schwierigkeiten, die ihrer Befriedigung im Wege stehen, als gering erscheinen lassen oder sogar vollständig verbergen. Wenn sie bis zu einem ungewöhnlichen Grade der Heftigkeit steigen, so können sie sogar den Menschen in einen Zustand versetzen, in welchem er das Gut, dessen Wunsch seine ganze Seele erfüllt, wirklich schon zu besitzen glaubt. Dieser Uebergang vom heftigen Begehren zur Ueberredung von dem Besitze der Sache hat die Irrenanstalten schon mit so vielen Unglücklichen angefüllt. Aber auch bei jenen niederen Graden der Leidenschaft, bei welchen die gesunde Vernunft noch Meister über die Einbildungen bleibt, wird durch die Lebhaftigkeit, welche der Vorstellung eines heftig gewünschten Gegenstandes eigen ist, auch die Hoffnung ihn zu erhalten erregt. Je mehr also ein Mensch Leidenschaften und je heftigere er hat, desto mehr und desto gewisere Erwartungen hat er, und desto öfteren und schmerzlicheren Täuschungen ist er demnach ausgesetzt. Je größere Dinge er begehrt, desto seltenerer Zufälle gehören dazu, sie ihm zu verschaffen, und die Unwahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs wächst mit dem Ausschweifen der Wünsche.

Oft auch vereinigt sich beides: Stolz und ungezähmte Begierde. Dies ist bei denen der Fall, die sich ihres Glückes selbst als eines Verdienstes rühmen und wie Cäsar glauben, daß die zerbrechlichste Barke im Sturme sich erhalten müsse, wenn sie derselben ihre Personen und ihre Entwürfe anvertrauen. Kann diese Einbildung, so sehr sie auch Irrthum ist, wirklich großen Geisern in außerordentlichen Fällen nützlich sein, so ist sie, wenn sie bei gewöhnlichen Menschen und in Angelegenheiten des Privatlebens herrschende Meinung wird, die fruchtbarste Quelle verunglückter Wagstücke.

In den Alkinous-Gärten der Hoffnung gibt es nur Blüten und Früchte und einen ewigen Frühling, und Morgen- und Abendroth; auf dem Acker der Wirklichkeit gedeiht keine Frucht, die nicht durch Schnee und heiße Tage, Sturm und Regen erkaufte würde. Und doch zürnt Mancher über die Betrügereien und die Täuschungen ihres Zauberpiegels, der alles verheißt und wenig gewährt. Was sie gewähren kann, verleiht sie allerdings, und was sie gewährt, ist unvergänglich und ewig. Die Täuschung ist in dir, und deine Begierden hast du anzuklagen, und deine kindische Thorheit, die nach dem Regenbogen langt, um seine Farben zum künftigen Gebrauch im Farbekasten aufzuheben.

Nun sollen wir aber auch keineswegs, durch so manche fehlgeschlagene Erwartungen dazu verlockt, in das entgegengelegte Extrem überschlagen. O nein! der Mensch soll hoffen, so lange er lebt! Selbst unter den schwerlichsten Lebensverhältnissen, selbst wenn die bittersten Erfahrungen Alles um uns her zu Nacht verflüstert haben, und darin der letzte sicht- und fühlbare Hoffnungs- und Freudenstrahl ausstirbt, welchen der Himmel aussenden konnte: glaube doch Niemand, daß die ewigen Sterne selbst ausgelöscht seien! Sie leuchten noch über den Wolken, und alles Leben ist nur Gewölk: es entspinnt sich und — zerrinnt. Was wäre der Mensch ohne alle Hoffnung! Die Hoffnung ist eine Mutter der Weisheit, ein Laqueus dem Lebensmüden, eine Streitgefährtin selbst im Todeskampfe!

„Die grünen Berge, sind sie nicht blau in der Ferne?  
So wird Hoffnung der Menschen Himmel!“  
[398] H. Schr.

### Die Mode.

Der kurze Schritt, den wir bereits in den Winter gethan, bestätigt, daß der Paletot den Sieg über die anderen Mantelformen davontrug, denn Bureau und Bequinen erscheinen nur vereinzelt. Der Paletot wird hinten länger als vorn getragen, im Ganzen etwas kürzer als im vorigen Jahre. Tuch, Plüsch, Velours de laine, Sammet und leicht wattirte Seide werden zu Paletots und Mänteln benutzt; die wollebenen Mäntel garnirt man mit Seidenborten und Knöpfen, die Mäntel von Seide und Sammet mit Seidenpassanterien, mit Häshen und Guipüre. Ein elegantes und wegen seines doppelten Zweckes nützlich Kleidungsstück ist der Frackpaletot, ein Frack mit breiten langen Schößen, welchem durch eine passende Vorrichtung (Hafen und Defen oder Knöpfe) Vordertheile angelegt werden, die ihn in einigen Minuten zum Paletot umschaffen.

Ein empfehlenswerthes Arrangement der Straßensollette ist, den Paletot von der Farbe zu tragen, mit welcher die Robe garnirt ist, denn abtrocknende Garnituren gemessen nach wie vor noch der vollen Würdigung. An Winterkleidern sind die Stoffe: Popeline de laine, Krep, Kaishim d'Gesse, stark vertreten; als allgemeine Regel für den Besaz der wollebenen und der seidenen Kleider gelten die in Bezug auf Mäntel gemachten Bemerkungen, jedoch mit Inbegriff der oft erwähnten Kaishimborten, welche jetzt zu den Garnituren ersten Ranges gehören und sogar zur Ausschmückung der Hüte verwendet werden.

Die Roben am unteren Rand in Bogen auszuscheiden ist fortwährend modern; entweder wird durch einen unter diese Bogen gesetzten Volant die gerade Linie des Saumes wiederhergestellt, oder die Bogen selbst werden mit einer schmalen Rüsche oder mit starker geflochtener Schür bezeugt, eine Garnitur zu welcher Quasten im besten Einklang stehen, die an Taille und Weemeln zu placiren sind.

Im Lauf des Winters werden die mit Sammetborten oder Borten aufgenommenen Roben über gleichem Unterkleid immer mehr Terrain gewinnen, was um so erklärlicher, als das Unterkleid für diesen Zweck nicht vollständig zu sein braucht, sondern ein breiter angelegter Streifen dessen Stelle genügend vertritt, wie wir bereits in einem früheren Bericht zu erwähnen Gelegenheit nahmen.

Gürtel von Leder und Grosgrain sind noch gebräuchlich und zwar in so bedeutender Breite, daß copulante Damen zum Vorbild ihrer Taille sie meiden mögen oder dieselben mit Einfügen versehen, welche sie der Figur anschließend machen, was bei den Grosgrain-Gürteln wenigstens sich thun läßt.

An den Ballkleidern werden der doppelte Rock sowie die aufgenommene Tunica zu hoher Geltung kommen und voraussichtlich sowohl in Seidengaze, als auch in leichten waschbaren Stoffen die großen bunten Blumenmuster viel gewährt werden; dazu Seidenschürpen mit denselben Mustern, gleiche Blumen im Haar. Leichte, volle Häshen sind stets der gräßlichste Besaz der Ballkleider, welche im Ganzen weit weniger Schnitt und Ausschmückung verändern, als dies mit den Damensleiden anderer Bestimmung der Fall ist. Die Taille eines Ballkleides wird heute noch fast eben so geschnitten, eben so garnirt als vor zwanzig Jahren, nur der Rock ward in diesem Zeitraum weiter und länger.

Die Gossüren folgen dem guten Beispiel der Hüte und vermindern ihre Höhe. Die Diademe sind fast gänzlich verschwunden und flache Band- oder Blumentürke an Schirml und Ohrring ersetzen ihre Stelle.

Als beliebteste Stoffe zu Winterhüten sind Sammet und Atlas zu nennen, und Federn, sowie Waaenfedern, als gebräuchlicher und geschickter Schmuck derselben. Doch werden Federn nicht nur in ihrer natürlichen Gestalt, in der bisher üblichen Weise getragen, sondern dem herrschenden Geschmack gemäß auch in Worten form, das heißt, die weichen Federn kleiner Wägel werden auf Band oder Lederstreifen in genügender Dichtigkeit gefestigt, um diese Unterlage ganz zu bedecken, und in bunter Farbensmischung oder einfach grau oder schwarz zum Besaz der Winterhüte, Jaden und anderer Confections gebraucht.

Spätaberbst und Winter, die Zeit der Jagd, ist wahrscheinlich die Veranlassung, daß die Jagdenembleme sich in der Herrentoilette bemerkbar machen; wir erwähnen dies besonders in Bezug auf einen Eingeringgegenstand, dessen Anfertigung die Hände zärtlicher Gattinnen und Schwwestern sich selten nehmen lassen: das Taschenuhr. Den Damen, welche Jagdliebhaber mit Taschenuhren beschenken wollen, sei also hiermit angekündigt, daß sie Hunde und Pferde, Hirschköpfe, Jagdhörner und dergleichen hinein stecken können. C'est la mode!

[397] Veronika v. G.

### Notizen für Handarbeiten.

Wie überall, wohin wir die Blicke wenden, gibt es auch in dem ausgedehnten Gebiete der weiblichen Handarbeiten fortwährend interessante Veränderungen und Abwechslungen, selbst Novitäten, von denen wir, bei aller Reichhaltigkeit unserer Arbeitsnummern, nicht immer sofort zu berichten vermögen. Wir werden daher von jetzt an in unseren der Unterhaltung gewidmeten Blättern die Leserinnen durch kurze Notizen auf alles Neuens- und Bemerkenswerthe dieses Genres hinweisen, und zwar hauptsächlich von jenen Handarbeiten sprechen, die eines nicht überall zu erlangenden Materials oder einer besonders schwierigen Ausführung wegen von der Veröffentlichung durch die Arbeitsnummern ausgeschlossen sind, oder im Gegentheil entweder als einfache Variation nur einer kurzen Angabe bedürfen, oder auch einzig und allein in ihrer Anwendung neu und originell genannt zu werden verdienen.

Zuerst wollen wir etwas über Leder-Applicationsen erwähnen, die, nachdem sie im vorigen Jahre eine hervorragende Rolle im Bereiche der Toilette gespielt haben, gegenwärtig fast ausschließlich auf die Handarbeiten beschränkt sind, bei diesen jedoch eine keineswegs unbedeutende Stelle einnehmen. Besonders ist es die sogenannte Ledertapete, ein in einzelne blumenähnliche oder carreauförmige Figuren gepresster Lederstoff, der sowohl auf Taffet oder Wollenreps, als auch in Verbindung mit Tapissierarbeit auf Canevas applicirt werden kann und zu den schönsten und geschmackvollsten Variationen Anlaß gibt. Es bilden sich nicht nur durch Aus-

schneiden einzelner oder mehrerer zusammenliegender Figuren der Tapete die verschiedensten durchbrochenen Muster, welche man als zusammenhängende Application entweder in gerader oder schräger Lage auf den nach Belieben gewählten Fond bringt, sondern es lassen sich auch aus einzelnen ausgeschnittenen Figuren die mannichfaltigsten Dessins zusammenstellen. Die Leder-application wird mit Goldschnur überstochen, mit Lanquetten umrahmt, nicht selten auch noch mit Perlen oder bunter Seide verziert. Je größer die einzelnen Felder des Fonds zwischen den Applications hervortreten, desto mehr Spielraum bietet sich der Phantasie zur Ausschmückung derselben; auf Canevas fällt man sie mit Tapissierarbeit in lebhaften, bunten Farben, nicht selten mit Anwendung verschiedener Stiche, sowohl mit kleinen Pleinmustern, als auch mit Blumendessins, Schmetterlingen, Käfern oder dergl.; ein Fond von Taffet oder Wollenreps wird mit Plattschickerei, mit Perlen, Goldschnur oder Soutache ausgefattet; größere Felder begünstigen besonders eine Spitzenapplication. — Außer dieser sogenannten Tapete finden auch die schmalen Borten, Arabesken u. von Leder vielfach Anwendung zu Stickereien jeder Art, auf die wir vielleicht früher oder später noch näher eingehen werden; für heute nur die Bemerkung, daß das erwähnte Ledermaterial durch das Magazin von H. Gerson bezogen werden kann.

Die erhabene Stickerei von Blumen nach der Natur, die sogenannte Naturstickerei, welche in ihrer unvergleichlichen Schönheit im höheren Sinne „Malerei mit der Nadel“ genannt zu werden verdient, gehört zu jenen Erzeugnissen des weiblichen Fleißes, die, mit wahrhaft künstlerischer Vollendung ausgeführt, gegründeten Anspruch auf die Bezeichnung Kunstwerk erheben können, und, wenn auch nicht der allgemeinen Nachahmung zugänglich, doch gewiß auf die bewundernde Theilnahme jeder kunsttätigen Frau rechnen dürfen. Man wendet diese Stickerei hauptsächlich zu Küchentischen oder Ofenschirmen an, und wählt daher meistens einen Fond von weißem Atlas oder schwerem Seidenzeug — seltener von hellfarbigem Tuch oder Krep — auf welchem die Zeichnung, ein Blumenkranz, ein grazioses Bouquet, ein Füllhorn, ein Blumenkörbchen oder dgl. nur mit leichten Contouren entworfen wird, ehe man den Stoff in einen Rahmen spannt und jede Blume in Form, Farbe und Schattirung möglichst getreu der Natur nachzuahmen sucht. In den dunkleren Farbentönen arbeitet man mit Zephyr- oder Mooswolle, in den hellsten mit offener Stickschur, und zwar werden die kleineren Blumen mit dicker Baumwolle vorgezogen, die größeren erhalten eine Unterlage von Watte, die sich leicht jeder beliebigen Form fügt. Es lassen sich wahrhaft bewunderungswürdige Resultate erzielen, wenn man es versteht, durch die Lage der Stiche das Charakteristische der einzelnen Blumen wiederzugeben und die verschiedenen Nüancen einer Schattirung wie bei einer Malerei ineinander verschmelzen zu lassen; freilich ist nicht nur bedeutende Geschicklichkeit im Sticken, sondern vorzüglich einige Uebung im Malen erforderlich, um zu einem befriedigenden Resultate gelangen zu können.

Nicht weniger kunstvoll ist die Stickerei mit feiner Haar- oder Granatseide ebenfalls auf weißem Fond, welche einer Federzeichnung täuschend ähnlich sieht und in früheren Zeiten, nicht selten sogar mit wirklichem Haar, besonders in Klöstern, in großer Vollkommenheit gearbeitet wurde. Wir haben größere Landschaften, sogar Figurenbilder und lebensgroße Portraits dieser Art gesehen, die weder in der Nüancirung, noch in der Feinheit des Ausdrucks den berühmtesten Federzeichnungen etwas nachgeben. In neuerer Zeit verwendet man diese Stickerei in origineller Weise zur Ausführung von Namenschriften in Taschentüchern und zu kleinen Medaillons mit Jacinthe-Portraits, welche besonders zur Verzierung der Decants an Oberhemden dienen. Die Buchstaben erscheinen meistens plastisch, wie aus schmalem Band gebildet, das, in jeder Biegung oder Ecke der Buchstabenform umgelegt, daselbst einen tiefen Schatten wirft; doch kann man auch Buchstaben in Blumenschrift auf diese Weise arbeiten. Die Medaillons, welche häufig auch in weiß, mit weißer Haarseide oder ganz feinem Stidgarn ausgeführt werden, imitiren nicht selten irgend ein größeres oder kleineres Gemälde mit dem Bilde des Landesherrn, oder sie zeigen den Kopf irgend einer Notabilität der Kunst und Wissenschaft, oder den einer sonstigen bekannten oder geliebten Persönlichkeit. Obgleich eine solche Stickerei schon bedeutende Uebung, besonders Ausdauer und große Accuratessie erfordert, so ist doch einige Fertigkeit darin keineswegs unerreichbar, vorausgesetzt, daß etwas Erfahrung im Zeichnen vorhanden und besonders die Regeln über die Vertheilung von Licht und Schatten einigermaßen geläufig sind. Mit denselben Mitteln wie eine Federzeichnung — die bekanntlich nur aus einzelnen ganz entschiedenen Strichen besteht, welche nach Maßgabe des Schattens eine mehr oder weniger gedrägte und, dem Charakter der Zeichnung entsprechend, eine bald gerade, bald schräge Lage erhalten — erreicht auch die Stickerei von Haarseide ihren Effect; Nadel und Faden müssen dieselben Dienste verrichten wie der Griffel des Federzeichners, indem man stets mit einzelnen flach anliegenden strichähnlichen Stichen arbeitet, die entschieden scharfklinigen Contouren dagegen so fein als möglich mit Stielstich ausführt.

Eine originelle Anwendung der gewöhnlichen Strickarbeit zieht auch einen eben so zweckmäßigen, als wirklich schönen und eleganten Toilettenartikel in das engere Bereich der weiblichen Handarbeiten; wir haben nämlich von einer gestrickten Beduine zu berichten, welche auf dem Wege zu Bällen, Gesellschaften, Theater und Concerten vortreffliche Dienste leisten dürfte. Die ganze Beduine wird mit ziemlich starken Nadeln von sogenannter Eiswolle und zwar der Länge nach in hin- und zurückgehenden Touren und fortwährend rechts gestrickt; natürlich ist durchgehends eine doppelte Lage des Strickereitheils erforderlich, nicht nur in Rücksicht auf das Warmhalten der Beduine, sondern auch um das eigenthümliche crepeartige Dessin zu gewinnen, welches die harte Eiswolle bildet, sobald man den einfach gestrickten Theil doppelt legt. Am effectvollsten erweist sich ein weißer Fond mit einer ringsum gehenden breiten Bordüre in hochroth oder carmoisin, die entweder mit dem Fond im Zusammenhange ebenfalls von Eiswolle gestrickt oder durch Angorafrazen hergestellt werden kann. Der Garnitur entsprechende Quasten von Eiswolle oder Angora bilden den vervollständigenden Schmuck der Beduine.

# Weihnachtslied.

Componirt von Rud. Willmers.

Andante religioso.

(939)

## Wirthschafts-Plaudereien.

Mittheilungen aus dem Notizbuche einer Hausfrau.

III.

(Fortsetzung.)

**Mouffe von Aepfeln.** Schöne Reinetten werden, nachdem sie in Viertel geschnitten, geschält und von den Kerngehäusen befreit sind, ohne Wasser in einer gut verzimten, fest zugedeckten Casserole auf gelindem Feuer weich gedämpft und durch ein Sieb gestrichen. Man wiegt das Apfelmus, thut es in einen großen Porzellannapf, fügt auf jedes Pfund Mus ein halbes Pfund feingestohlenen und gestiebten Zucker und 2 Loth aufgelöste Gelatine\*) hinzu, rührt das Ganze kräftig mit einem Besen von Weidenruthen, indem man nach und nach durch ein Stück Mouffeline gefeichten Saft einiger Citronen hinzufügt, bis es sehr weiß und ein wenig dick geworden ist; dann thut man es in eine Form und läßt es an einem kalten Orte oder auf Eis gefest steif werden. Kurz vor dem Auftragen hält man die Form einige Augenblicke in ziemlich heißes Wasser und stürzt die Speise schnell und geschickt aus der Form auf eine Schüssel. Man kann übrigens

auch das Mouffe, ohne es in eine Form zu füllen, gleich in eine tiefe Schüssel thun, mit welcher es auf den Tisch getragen werden soll; es sieht dann freilich weniger hübsch aus; doch hat das Ausstürzen desselben aus der Form auf eine Schüssel bisweilen seine Schwierigkeiten.

**Madeira-Krusten.** Hierzu lasse man vom Bäcker ein Weißbrod (Milchbrod, englisches Brod) in Form einer Walze von ungefähr vier Centimeter Durchmesser backen. Die glänzende Rinde dieses Brodes wird mit einem Reibeisen abgerieben und das Brod selbst in halbfingerdicke Scheiben geschnitten. Eine halbe Stunde vor dem Anrichten bäct man diese Semmelscheiben in heißer geklärter Butter (Schmelzbutter) zu schöner gelbbranner Farbe aus, legt sie zum Abtropfen auf Löschpapier, beträufelt dann die heißen Krusten, um sie ein wenig zu erweichen, mit Madeira und richtet sie in Form eines Kranzes auf einer Schüssel dergestalt an, daß in der Mitte der Schüssel ein leerer Raum bleibt. Man bedeckt die Krusten sorgfältig mit einem Deckel und stellt sie, um sie heiß zu erhalten, in den Ofen. Etwas Aprikosen-Marmelade thut man in eine kleine Casserole, gießt ein paar Gläser Madeira darauf, setzt dies auf das Feuer, rührt es dann und wann um, damit es nicht anbrenne, und läßt es siedend heiß werden. Im Augenblicke des Auftragens der Krusten gießt man den dünnen Theil dieser Mischung über die Krusten; den übrigen dickeren Theil gibt man in die leere Mitte der Schüssel. Diese schmachtige Speise hat den Vorzug vor anderen Gerichten dieser Gattung, daß sie in sehr kurzer Zeit zubereitet werden kann.

**Limonadenspeise.** Bier nicht zu kleine, recht weiße Kalbs-

füße zerhackt man, wäscht sie sauber, setzt sie mit einem reichlichen Quart Wasser auf das Feuer, schäumt sie beim Beginn des Kochens sorgfältig ab und kocht sie bei gelindem Feuer weich. Die Brühe wird dann von den Kalbsfüßen abgeseiht, durch ein Tuch geseiht, bis auf ein Viertelquart eingekocht und zum Erkalten in den Keller gestellt. Am nächsten Tage läßt man ein Quart Milch aufkochen, vermischt diese mit der steifgewordenen und sorgfältig von allen fettigen Theilen befreiten Brühe der Kalbsfüße, und fügt, wenn die Mischung vollständig verkühlt ist,  $\frac{3}{4}$  Pfund feingestohlenen Zucker, den Saft von 4 Citronen, die auf Zucker abgeriebene Schale von 2 Citronen und ein Glas Rheinwein hinzu, rührt Alles gut durcheinander, seigt die Masse durch ein Stück Mouffeline, füllt sie in eine Form und läßt sie an einem kalten Orte oder auf Eis steif werden. Kurze Zeit vor dem Auftragen der Speise hält man die Form einige Augenblicke in mäßig heißes Wasser, trocknet sie schnell ab und stürzt die Speise aus der Form auf eine Schüssel.

Man kann übrigens auch zur Bereitung dieser Speise statt der Kalbsfüße Gelatine in Anwendung bringen, doch darf man die Gelatine, welche nach Anweisung der oben gegebenen Anmerkung aufgelöst wird, nicht eher mit der abgekochten Milch vermischen, bis letztere ganz abgekühlt ist, weil die Gelatine heiße Milch gerinnen macht. Zu den in diesem Recept angegebenen Ingredienzien nimmt man 3-4 Loth Gelatine. Ganz genau läßt sich die nothwendige Quantität Gelatine nicht angeben, da die verschiedenen Sorten derselben nicht gleichen Gallertgehalt haben.

(Fortsetzung folgt.)

[873]

\*) Gelatine löst man am Besten auf folgende Weise auf: Man legt die Gelatine in kaltes Wasser, läßt sie etwa eine Viertelstunde weichen und dann auf einem Siebe abtropfen. Hierauf wird die Gelatine in einem kleinen irdenen Gefäß ohne irgend einen Zusatz auf sehr gelindem Feuer geseiht, wo sie sehr bald flüssig werden wird. Durch das Einweichen in kaltem Wasser wird der Gelatine nichts von ihrer Bindkraft entzogen.

### Notizen für den Bimmer-Garten.

#### Blühende Maiblumen zu Weihnachten.

Um Maiblumen zur Weihnachtszeit blühend zu haben, ist es nöthig, sich bis spätestens Ende November blühbare Keime derselben und zwar der Gartenmaiblume, da sich die Waldmaiblume nicht treiben läßt, zu verschaffen. Nachdem man die Wurzeln bis auf 3 Zoll Länge abgeschnitten, pflanzt man die Keime in flache Schalen oder in Töpfe von 5—7 Zoll Weite, welche zur Hälfte mit Moos angefüllt sind, so dicht als möglich aneinander, in einen 5zöll. Topf z. B. 10—12 Stück; doch dürfen die Spitzen der Keime nur bis an den Rand des Topfes reichen. Hat man nun noch zwischen die Wurzeln der Keime Sand oder sehr sandige Erde oder auch alte Sägespäne gestreut, so kann man die Töpfe entweder an einem kühlen Ort für eine spätere Zeit aufbewahren oder auch sogleich warm stellen, um das Blühen zu bewirken. Jeder Topf wird mit einer Hand voll Moos und einem leeren Blumentopf bedeckt und in einem mit Wasser gefüllten Untersetzer auf einen täglich geheizten Ofen oder eine warme Stelle des Küchenherdes gestellt. Sollte der Ofen zu heiß werden, was bei eisernen immer der Fall ist, so muß man Badsteine unterlegen. Das Wasser muß stets nachgefüllt werden, sobald es aufgefogen und verdunstet ist. Haben sich die Blumen entwickelt, so nimmt man Topf und Moos ab und stellt die Pflanze an das Fenster des Wohnzimmers.

J.

#### Blühende Veilchen im Winter.

Nur in mäßig warmen Räumen gelingt es, Veilchen im Winter zur Blüthe zu bringen und blühend zu erhalten; selbst vollkommen blühende Veilchen verwelken, sobald sie in das zu warme Wohnzimmer gestellt werden. Man muß deshalb die im Herbst in Töpfe gepflanzten Veilchen entweder in das Doppelfenster dicht an das Glas oder an das Fenster eines temperirten frostfreien Zimmers stellen. Zur Winterblüthe eignet sich nur das einfache und das gefüllte Monatsveilchen, doch ist letzteres vorzuziehen, da es länger blüht.

J.

#### Blühende Crocus im Winter.

Crocus, welche im Winter zur Blüthe gebracht werden sollen, dürfen erst von Mitte Januar oder vom Februar an in das warme Zimmer gestellt werden, und blühen am schönsten an einem nur mäßig warmen Orte, während sie bei zu großer Wärme zwar Blätter, aber keine Blumen bringen. Sie müssen viel Wasser bekommen, welches in den Untersetzern nicht ausgehen darf. Am schönsten sind die hellen, in lila und violett schattirenden Farben, sowie die rein weißen Crocus, an welchen der Contrast der großen orangefarbenen Pistille wahrhaft prachtvoll wirkt.

J.

#### Die Barbarazweige oder der Mai im Zimmer.

Wer in den ersten Tagen des December, nach dem Volksglauben am Tage der heiligen Barbara oder des heiligen Andreas, Zweige von den Gebirgsbirnen und ins Wasser stellt, kann sich zu Weihnachten und in den darauf folgenden Wochen den Mai in das Zimmer zaubern und sich dadurch den Winter auf die lieblichste, billigste Weise verschönern. In der Knospe liegt schon im Herbst Blatt und Blüthe fertig vorgebildet, und es bedarf bloß der Anregung durch Feuchtigkeit und Wärme, um sie zur Entwicklung zu bringen. Es ist selbstverständlich, daß die im Freien am frühesten blühenden Bäume auch bei der im Folgenden angegebenen Behandlung am leichtesten in Blüthe kommen. Man schneidet zu der oben angegebenen Zeit etwa zwei Fuß lange Zweige von Kirschen, Pflaumen, Schlehen, Corneliuskirschen (Herlizen), Aepfeln, Birnen, spanischem Flieder (Syringa), namentlich gewöhnlichen weißen, Schneeball, japanischer Quitte (Cydonia japonica) mit feuerrothen großen Blumen, wildem Jasmin, wilden Rosen und anderen schön blühenden Gehölzen, dazu nach Belieben Birkenzweige, Stachelbeeren, Buchen u. s. w., bricht dieselben am unteren Theile ab, oder macht einen möglichst langen, schrägen Schnitt, um viele Saftgefäße zur Aufnahme des Wassers bloß zu legen, und stellt sie in ein Gefäß mit Wasser. Dieses wird in das warme Zimmer möglichst hell gestellt, und gegen Umstößen geschützt, was bei den weit abstehenden Zweigen leicht vorkommt. Das Wasser wird wöchentlich zweimal ergänzt, und wenn es übel riechen sollte durch warmes erneuert. Kann man ohne Nachtheil für andere Gegenstände des Zimmers die Zweige täglich mit einem nassen Vorstehen sein übersprühen, so geht die Entwicklung noch rascher vor sich. Schon nach acht Tagen öffnen sich die Goldknospen der Corneliuskirschen zugleich mit den Stachelbeeren, und einige Tage später brechen Schlehen, Pflaumen und Kirschen auf. Zugleich bilden die Syringen (Flieder) Triebe mit und ohne Knospen, und nach vier Wochen steht, wenn kein Unfall dazwischen kommt, Alles in Blüthe und völlig grün da. Allerdings bleiben die Syringen bläulich und klein, aber auch die unvollkommenen Blumen entzücken um diese Jahreszeit. Je wärmer und feuchter ein Zimmer ist, desto besser gelingt der künstliche Frühling, und es sind besonders Kochstuben dazu geeignet, aus welchen man die Zweige blühend und grünend in das Wohn-

zimmer bringt. Wer viel Raum hat, kann sich ein ganzes Fenster oder Zimmerchen als Laube einrichten, indem man lange Zweige nimmt und an die Wand befestigt. Bei einigen Holzarten gehört Uebung dazu, die blühbaren Zweige zu erkennen, z. B. bei Syringen, wo nur die kurzen, dicken Endknospen Blüthen bringen.

[987]

J.

### Räthsel.

Zwei Worte.

Seht ihr die Worte, die gedachten beiden,  
Nur flüchtig an, wie sie geschrieben stehn,  
So mögt ihr kaum sie unterscheiden,  
Weil sie sich gar so ähnlich sehn.  
Sie gleichen sich im Bau der Glieder  
Sie haben auch den Ernst gemein,  
Und dennoch können nimmer Brüder  
Mehr als die zwei verschieden sein:  
Hier Lebensmuth, dort Grabeswehen,  
Hier Frühlingstrieb, dort Winterschnee,  
Hier frohes Werden, dort Vergehen,  
Hier strahlenhelle Mittagshöh!  
Nur, ob am Gürtel sind die Zeichen  
So oder umgekehrt zu schau,  
Gehört das Wort des Lebens Reichen,  
Gehört das Wort des Todes Graun.  
Nehmt ihr dem Einen und dem Andern  
Den Kopf — das Erste bleibt sich treu;  
Ihr sehet seine Seele wandern  
In Aern, denen jährlich neu  
Ein selig Leben frisch entquillt,  
Das mancher Stunde Kummer stillt.  
Doch auch der traurige Gefelle  
Wird heiterer, wenn er geköpft,  
Und lernt wie man aus Thränenwelle  
Den Trunk des neuen Lebens schöpft.  
Oft klagt man ihn des Lachens an —  
Doch der siehts nicht, den's Schmerzen kann.

[981]

M. H.

### Rösselsprung.

	mor.	Wo	Früh-	sie	Welt,	er	Im	nen,	
	zur	in	gen-	Le-	Lauf	Lie-	die	eu-	
nen-	chelt,	zeit?	lings-	Das	vi-	Mut-	Die	Kön-	ben,
Als	Den-	ster-	wie	ben	ge-	zen,	der	das	Men-
lä-	so-	wich;	ten,	De-	ter	se	rer	ge:	än-
ken	Erö-	em	pocht	blie-	Pflan-	gleich	Län-	Jah-	sich
ter-	Nicht	sen	als	rech-	je-	Er-	La-	eu-	ver-
ftung	frei-	näch-	ben,	in	sich	zen,	re	bern,	lich!
ten	Win-	Jüh-	es	es	de	dem	mit	Wech-	Wach-
len	spricht	ge,	nicht	Das	Her-	nicht	Da	Be-	keit.
	aus	mes	Kla-	schreibt	ih-	dig-	des	fel-	
	als	Und	und	war-	zeigt	ist	Wollt	stän-	

### Literarische Notiz.

Jetzt, wo manches Auge länger, als es sonst gewohnt, auf den lockenden Bücher-Registern weilt, welche die Spalten der Zeitungen füllen, dürfte ein Rath erwünscht sein, der unter der Menge der Jugendschriften Blick und Wahl der Suchenden auf würdige Werke lenkt.

Diese Zeilen haben den Zweck, die Aufmerksamkeit unseres Leserkreises einem Bude zuzuwenden, welches einen Ehrenplatz in der Jugend-Literatur verdient: **Blüthen und Bilder** von Mary Diken (Emilie Geyer), Stuttgart bei Schmidt und Spring.

Die den Lesern des Bazar bereits bekannte und lieb gewordene Verfasserin schildert darin in der ihr eigenen geist- und gemüthvollen Weise das Wesen und Wüten einer edlen hochgebildeten Frau im Kreise junger Mädchen, ihrer Jüglinge. Die wichtige Pflege der Seele und trische häusliche Thätigkeit finden nebeneinander die ihnen gebührende Beachtung, und hohe Lebenspoesie, wahre Frömmigkeit und Menschenliebe durchdringen das schön ausgestattete Werk mit jener Wärme, welche unfehlbar die Keime edelster Weiblichkeit in den Herzen der jungen Mädchen zu froher und rascher Entfaltung bringen muß. Acht freundliche bunte Bilder werden das Ergötzen der Jugend an dem Bude noch erhöhen, welches sich den besten Werken unserer Jugendschriftstellerinnen würdig anreihet und als Festgabe für Mädchen von 10—14 Jahren warm zu empfehlen ist.

[1008]

### Correspondenz.

- Dr. J. v. M. auf W. Das von Ihnen erwähnte Häfelbessin zu Wagen, oder Reifebessin, welches wir Seite 350 dieses Jahrgangs veröffentlichten, ist uns aus der Kapferr-Manufactur von B. Sommerfeld zu.
- Dr. Prof. S. in W. Schwerlich dürfte sich das runde Dessin der eigentümlichen Form des Sessels anpassen lassen; wir empfehlen Ihnen dazu ein fortlaufendes einfaches Pleinmuster, das — um die allerdings sehr effectvolle Zusammenstellung des Velours, und gewöhnlichen Kreuzstichs zu ermöglichen — nicht zu grobe, doch entschieden ausgeprägte Dessinfiguren haben muß, die sich kräftig von dem matten Fond abheben. Seite 42 des Jahrgangs 1864 finden Sie mehrere diesem Zweck entsprechende Vorlagen, bei deren Ausführung in der genannten Weise jedes der kleinen Carreau (Typen) der Dessins den Raum für einen Veloursstich bezeichnet, welcher befanntlich neu ein gewöhnlichen Kreuzstich entspricht. — In Betreff der Robe können wir dem von Ihnen selbst angegebenen Arrangement nur Beifall spenden. — Ueber die neueste Hofmode Sie jetzt schon genau unterrichtet sein.
- Dr. L. N. in C. (Schlesw.). Copierpapier, sowohl in weiß, als blau, roth oder gelb, erhalten Sie in jeder größeren Papierhandlung; in Berlin bei C. Q. Hehl, Ecke der Leipziger- und Charlottenstraße.
- Eine Abonnentin in W. Seite 301 dieses Jahrgangs veröffentlichten wir ein sehr hübsches Biquefleischen mit Coutachebeleg, welches ohne Schwierigkeit auch für ein etwas größeres Kind einzurichten sein wird.
- Dr. R. K. in S. In der Kunstschneiderei und Färbereianstalt von J. W. Spindler (Wallstraße 12) werden die weißen Fonds (Spiegel) eines getragenen Longshawls eben so schön gewaschen, als auf Verlangen auch schwarz gefärbt.
- Dr. J. C. in D. Wir bedauern, von Ihrer freundlichen Einwendung keinen Gebrauch machen zu können.
- Dr. J. W. in M.-Gl. Nächstens!
- Eine Abonnentin in Greifswald. Eine Ihrem Wunsche entsprechende hohe Taille erschien Seite 375 des Bazar — den Schnitt einer ausgeschnittenen Taille können wir Ihnen für die nächste Zeit in Aussicht stellen.
- Eine Abonnentin in C. Die gewünschte Bordüre haben wir bereits für eine der nächsten Nummern notirt; Ihre zweite Anfrage werden Sie ebenfalls in nächster Zeit ausführliche Auskunft erhalten, und zwar durch die „Notizen für Handarbeiten“.
- J. N., Abonnentin am Zür. Ihren Wunsch zu erfüllen, fehlt es uns leider an Raum.
- N. N. in D. Der Bazar liefert fortwährend eine reiche Auswahl derartiger Häfelbessins; die letzten dieses Genres erschienen Seite 338.
- M. A. G. berg 12. Senden Sie uns gefälligst das Manuscript ein.
- Eine Abonnentin in C. Wir werden Ihres Wunsches eingedenk bleiben.
- Wie Abonnentinnen in Oberösterreich. Seite 170 des Bazar zwei sehr schöne Dessins, die jeder beliebigen Krageform leicht anzupassen sein werden.
- Dr. G. P. in M. Wünsche, für deren Erfüllung uns ein so kurzer Termin gesetzt, können niemals berücksichtigt werden. Der Schnitt eines Corsets für Mädchen von 8—10 Jahren ist in Nr. 17 der Pariser Modelle erschienen; Büsten werden einfach mit Wasser und Seife gewaschen, und zwar am besten, indem man zwei Büsten gegeneinander reibt. — Zur Verbreitung der Blattläuse befreut man die Erde davon befallener Blumenstöcke mit Cigarettasche und besudelt sie hin und wieder mit einem schwachen Aufguss von Tabak. — Um Stock-, Wein- und Obstflecken aus der Wäsche zu entfernen, wird ein Stück gute Seife fein gehackt und mit etwas Regenwasser zu einem feinen Brei gekocht. Mit diesem Brei bestreicht man die Flecken, streut noch etwas klein geriebene Potasche darauf und breitet den Stoff auf einem Hasen aus, wo er 24 Stunden lang liegen bleiben und bei trockenem Wetter häufig mit Regenwasser bespritzt werden muß. Nachdem man absondern den Stoff auf ausgewaschen, werden die Flecken verschwunden sein. — Die gewünschten Register sind nicht erschienen.
- Eine Abonnentin in Sachsen. Nach und nach werden Sie Ihre uns mitgetheilten Wünsche sämmtlich durch den Bazar erfüllt sehen.
- Dr. M. H. in H. Die erwähnten Meubles aus gebogenem Holz erhalten Sie bei Gebr. Thonet in Berlin, Leipzigerstr. 91, welche Handlung Ihnen auf Verlangen ein Preisverzeichnis überreichen wird. — Der Preis einer garnirten Cinesine beläuft sich auf 4 bis 6 Thaler.
- Dr. M. G. v. B. in V. In Betreff Ihres ersten und dritten Anliegens eruchen wir um deutlichere Angaben; das von Ihnen beabsichtigte Arrangement der Nähtischdecke kann unseres Erachtens sehr hübsch werden; die gewünschten Dessins erhalten Sie gewiss, wenn auch nicht ganz so schnell, als Sie erwarten.
- D. H. in G. Eine schwarze Weste und Halsbinde documentiren allerdings einen distinguirteren Geschmack, doch verweist die Mode durchaus nicht beide Kleidungsstücke von weißer Farbe.
- Einige Abonnentinnen in Berlin. In einer der nächsten Nummern bringen wir neben einer ausgeschnittenen abgerundeten Taille auch verschiedene Verthen, Fichus u. dgl.
- Dr. L. M. in W. und Dr. M. H. in V. Auf Seite 154 und 186 dieses Jahrgangs finden Sie Capferr-Dessins zu einer Reifejacke. Die Trag- oder Plaidriemen zu stiften kommt ganz auf persönlichen Geschmack an, indes ist es räthsam, dieselben dem Stickerbessin der Tasche entsprechend anzufügen.
- Dr. W. N. in S. Leider können wir Ihre Bitte nicht erfüllen, da mehrere Nummern des Jahrgangs 1868 uns fehlen; auch sind wir nicht im Stande, Ihnen ein anderes Werk anzugeben, in welchem „Amy Mos“ enthalten wäre.
- Dr. G. K. in S. Als den Anforderungen einer einfachen und gebieteren Eleganz entsprechend, rathen wir zu einer Tischdecke von dunklem Tuch mit ringsumgehender schmaler Vorläure in Blauschattirerei. Eine unserer nächsten Arbeitsnummern bringt sehr schöne Dessins dieses Genres, doch wollen wir nicht unterlassen, Ihnen als empfehlenswerthe Bezugsquelle für fertige Decken dieser Art schon jetzt die Fabrik von C. Wiem und Comp. in Eisenack zu nennen.

### Zur Notiz.

Es ist uns vielfach von Abonnentinnen, welche unsere Zeitung erst mit dem Beginn des vierten Quartals, und zwar durch die Postämter beziehen, die Mittheilung gemacht, daß ihnen die ersten vier Nummern des vierten Quartals vorenthalten sind, angeblich, weil diese, als im September erschienen, auch zu dem vergangenen Quartal gehörten. — Dies ist falsch, und bitten wir alle betheiligten Abonnentinnen, die nicht gelieferten Nummern zu reclamiren und der Lieferung gewärtig zu sein.

#### Die Expedition des Bazar.

Von vielen unserer Abonnentinnen, welche den Bazar, sobald ein Jahrgang complet erschienen, binden zu lassen pflegen, sind wir wiederholt aufgefordert worden, passende Einband-Decken herstellen zu lassen.

Wir sind diesen Wünschen nachgekommen, und hat auf unsere Veranlassung Herr Franz Wagner in Leipzig

sehr elegante Decken in Goldprägung für die Jahrgänge 1857—1865 mit reicher Vergoldung à 20 Tgr. anfertigen lassen.

Die Decken für 1865 möchten sich schon jetzt als passender Aufbewahrungsort für die nach und nach erscheinenden Nummern empfehlen.

Bestellungen auf diese Decken übernimmt jede Buchhandlung, nur wollen man nicht versäumen, den Namen des Verlegers, Franz Wagner, beizufügen.

Die Expedition des Bazar.

### An unsere Abonnentinnen.

Ein Jahr ist kurz, ist lang, je nachdem sein Inhalt. Die Erinnerung wägt seinen Werth nach Dem, was wir darin erlebt, erlernt und geleistet, gewonnen oder verloren. Ein Jahr schon ist lang genug, das Gefühl des Vertrauens zu gründen, einem Verhältniss Sicherheit zu geben, in welchem dankbare Anerkennung dem rastlosen Streben so bereitwillig entgegenkommt, wie dies der Fall zwischen uns und unseren Leserinnen.

Wie viel mehr zehn Jahre! —

Diese sind verflossen, seit der Bazar in einem verhältnismässig kleinen Kreise von Theilnehmerinnen ins Leben trat; jedes Jahr fügte dieser Zahl Tausende hinzu, und mit der Zahl der Abonnentinnen (die deutsche Aus-

gabe zählt gegenwärtig 120,000), diesem deutlichsten Beweise der Anerkennung, unserer Leistungen, wuchs unsere Kraft, den Wünschen unseres weit über Europa hinaus verbreiteten Publicums durch vielseitige und künstlerisch gediegene Gaben auf dem uns vorgezeichneten Gebiet zu genügen.

Zehn Jahre hindurch hat der Bazar seine Bestimmung als Familien- und Frauenzeitung in anerkannt nützlicher Weise erfüllt und zugleich seine Existenz so befestigt durch den beispiellosen Erfolg, dass wir mit Bestimmtheit versprechen können, ihn in den kommenden Jahren jener allumfassenden Reichhaltigkeit und höchster Vollendung mehr und mehr zuzuführen, welches wir als Ziel unseres Strebens im Auge haben.

### Die Redaction des Bazar.

oder  
gin  
ümt  
u ein  
evoll  
idgli  
nus  
gange  
derer  
i) der  
ntfid  
fön  
ollen  
sein  
oder  
S. 2

i mit  
ierig  
ind  
genet  
färbt  
einen

hende  
usge  
ellen  
ereite  
erder  
jwar

s uns  
rtiger

oen.  
zwei  
sein

ermin  
oriet  
fchie  
jwar  
bung  
e mit  
Auf  
be zu  
egen  
n die  
t den  
und  
mus  
teden

mit  
halten  
bnein  
einer

Antie  
htigte  
wer  
nicht

aller  
urch

intern  
ver

6 die  
Die  
Ge  
i der

nch  
st im  
Wes

genen  
Tuch  
e im  
enres  
zus  
Briem

sfere  
und  
ge  
uar  
Sep  
hör  
igten  
itven

r.

rgan  
orden  
affium

Auf  
i em

woll  
füger  
r.

un  
ibe  
ge

tien  
ein  
hei  
de  
lch

r.

